

Schneckenkönig

1974

Den Aufprall hatte keiner gehört. Durch die Mauern der kleinen Kirche auf der Bergkuppe drang Gesang in den späten Septembernachmittag. Ein leichter Wind nahm ihn mit über die Wiesen, hob ihn über trockene Ähren und transparente Rispen bis zum Waldrand hinauf wo er sich im Weißdorn verfang und langsam verklang. Sie sangen inbrünstig das Vaterunser. „ ... sicut in caelo-o e-et in te-e-raaaaa...“, der letzte Ton schwang noch im Gewölbe während Madame Ga, die Vorsängerin, ansetzte, Gott um das tägliche Brot zu bitten, als ein anhaltender Hupton in den sakralen Raum brach und die Gemeinde aus tiefer Andacht riss.

Die schmale Halle war rappelvoll. Reihe für Reihe drehte sich jetzt um. Ein Poltern und Rumpeln in den Bänken. Fragende Blicke, erschreckte Gesichter. Der Ton hielt an, hoch und heiser. Er schien gleichzeitig nah und fern, wie ein Nebelhorn, ein ernst zu nehmendes Signal, das irgendwo im Körper einen leichten Schmerz verursachte. Einen Kollektivschmerz. Madame Ga, die ein offenbar ein empfindliches Gehör hatte, presste die Zeigefinger auf die Ohren. Sie starrte entrückt zum Fenster über der Empore auf, hinter dem es bereits dunkel wurde. Hin und wieder hatte sie fromme Absenzen, die sie zum Mittelpunkt der Gemeinde machten. Heute beachtete man sie nicht. Alle sahen gespannt zu Adam, Feliks Vater, der wie gewöhnlich an der Tür stand, weil er nur dort ausreichend Platz für sich gefunden hatte. Adams erster Gedanke war ganz sicher kein guter. Und Adams erste Gedanken waren in der Regel richtig. Er dachte an Feliks, seinen Sohn und Otto, dessen Hund und dass er sie nicht alleine draußen vor der Kirche hätte lassen dürfen. Er wollte aber niemanden beunruhigen und deshalb hob er den Finger, machte ein Gesicht, als höre er das sauberste a der Musikgeschichte und rief: ‚Zwolennik, Freunde, hört ihr? Der Kammerton! Hört ihr ihn? Madame Ga????‘ Adam schrie jetzt förmlich in das

kleine Kirchenschiff, damit die alte Dame sich aus ihrer Erstarrung löste. ‚Der Kammerton! Hör! So hör doch! Ga!!! Sing! Sing weiter!‘ Die Sängerin hingegen war absolut nicht einverstanden, sie schüttelte den Kopf, presste die Arme an den Körper und stand wie eine Stabpuppe. Adam öffnete jetzt die Hand, er hob sie sacht empor, als läge das Schicksal der kleinen Gemeinde darauf, dann bewegte er sie auf und ab, immer heftiger, man musste fürchten, jedes einzelne Mitglied würde gleich herabfallen, wenn Madame Ga nicht zu singen begann. Endlich kam Leben in die alte Dame. Sie zog die Schultern zurück, hob das Kinn und stimmte ein Paternoster an, über das man noch Jahre später sprechen sollte, weil es sich so voller Harmonie mit dem eingedrungenen Hupton verband, dass es selbst nach dem ‚Amen‘ schier endlos weiterzuklingen schien.

Zu diesem Zeitpunkt stand Adam längst draußen vor dem Portal. Er sah über die Landschaft und war für einen Moment irritiert. Er sah einen fremden Ort, alles war völlig verändert. Talnebel war zum Wald hinaufgezogen, er verbarg die hochgewachsenen Tannenstämme und ließ ihre Zweige über einem hellen Nichts schweben. Sohn und Hund waren spurlos verschwunden. Er ahnte einen Zusammenhang zwischen Feliks Abwesenheit und dem nervenaufreibenden Geräusch, das nicht enden wollte und hoffte inständig, sich zu täuschen. Der Ton kam aus dem Nichts und in Adams Ohren klang er jetzt wie eine Sirene. Er rannte los.

(Das erste Jahr)

Feliks

Es war Herbst. Herbst 1974. Der erste Herbst, den ich bewusst wahrnahm. Es war der Herbst, der aus allen Herbstern, die schon hinter und noch vor mir lagen, herausragt wie ein leuchtender Urherbst, der Herbst der Herbste, Maßstab aller Herbste meines Lebens. Vielleicht, weil hier alles begann. Mein richtiges Leben. Das mit Magdalena. Es war leider viel zu kurz. Das habe ich mir selbst zuzuschreiben.

Allein die Tatsache, dass Otto - und ich – das, was an diesem Samstag geschah, überlebt haben, ist für mich, auch heute noch, Beweis genug, dass unser Zusammentreffen geplant war, vom Himmel oder wem auch immer, von ziemlich langer Hand auf jeden Fall. Denn Magdalena war noch nicht einmal geboren. Was ich sage klingt zugegebenermaßen ziemlich durchgeknallt, doch ich werde es, so gut wie möglich, erklären und versuchen, gut zu machen, was ich angerichtet habe.

Ich war knapp sechs, doch was bedeutet das schon. Ich fühlte mich weitaus älter. Jeder, der sich ein bisschen für das Leben öffnet weiß, dass Zahlen Anhaltspunkte für Unsichere sind. Heute, als Wissenschaftler, sammle ich sie gerne, es hat etwas Befriedigendes - obwohl mich immer ein sicheres Gefühl leitet. Nach Zahlen verlangen Ungläubige, es sind ihre Indizien. In meinem Fall war es so, dass ich eines Tages begriffen hatte, dass Weronika Prokovsky, die Frau, die meine Mutter war, mir nicht nur, wie alle Mütter es tun, mein Leben sondern auch ihres geschenkt hatte und dass das der Grund sein musste, warum ich mich von Anfang an so viel älter fühlte, als ich schien. ‚Fünfzig‘ schien mir angemessen und das antwortete ich, wenn man mich danach fragte. Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich sogar einen sichtbaren Beleg gefunden: Meine schrumpelig kleinen, faltigen Hoden. Fünfzig. Ich erwirkte damit meist Kopfschütteln, aber ich blieb dabei, das Unverständnis der Fragenden

bestätigte ihre Unsicherheit. Mein Vater bat mich nur, nicht jedem zum Beweis die Eier zu zeigen. Ich war gerade in die Schule gekommen.

Und dann war da dieser unvergessliche Herbst. Ich sah alles, ich roch und hörte und berührte es. Ich war in diesem Herbst! Glaubt mir, einen solchen Herbst sollte man erlebt haben. Die Blätter wirbelten in diesen Tagen in Wolken von den Bäumen, bunte Tücher schmiegt sich in die Böschungen, lagen vor den Mauern, die die Felder begrenzen und veränderten bei jedem Windstoß Lage und Form. Alles schien in Bewegung, zu tanzen. Ein Spektakel ohne Gleichen.

Mein Vater Adam, den ich in der Kindheit Tata nannte, Otto, unser irischer Wolfshund und ich wohnten seit unserer Ankunft aus Warschau in einem alten Haus zwischen Trauerweiden und Apfelbäumen, zwischen Teich und Bach, ganz am Ende des letzten Tals hinter einem kleinen Kurort bevor es hinauf in den Schwarzwald geht. Eigentlich wollten wir weiter nach Saarbrücken, eine entfernte Kusine von Adam wohnte dort, doch der Warszawa wollte nicht. Er wurde plötzlich heiß, gab ungewöhnliche Geräusche von sich, Rauch drängte unter der Motorhaube hervor. Und während wir darauf warteten, dass er in einer Werkstatt wieder hergestellt wurde und das dahinter liegende Tal hinaufgingen, standen wir plötzlich vor diesem Haus. Wir standen da und wussten, da gehören wir hinein. Obwohl es viel zu teuer und ziemlich heruntergekommen war, kauften wir es. In der Stadt nannten sie es das Weiherschlösschen. Von weitem wirkte der Bau mit dem Fachwerkturm wie ein in die Höhe geschossenes Schwarzwaldhaus, das sich in der oberen Hälfte entschlossen hatte, ein Wasserschloss zu werden. Es war das letzte Haus vor dem Wald, wenn man von der kleinen St. Martins Kirche kam, in der wir Polen uns damals samstagsmittags zur Messe trafen.

Eine außergewöhnliche Stimmung lag über dem Tal, als wir an diesem Nachmittag zu unserem wöchentlichen Treffen aufbrachen. Die späte Sonne ließ die Landschaft in tiefen Farben leuchten. Wir liefen stromabwärts unseren

überlangen Schatten voraus. Glitzernde Fischleiber sprangen ins warme Licht, schnappten gierig nach Fliegen, die sich dort zu Tausenden tummelten, und fielen satt gefressen zurück in den klaren Bach. Es platschte und summte. Wir liefen gemächlich. Leichter Wind kam auf. Immer wieder blieb einer von uns stehen, in Gedanken, den Blick verloren. Bei den Uferwiesen fegte unerwartet ein Riesenschwarm Stare über uns hinweg, Aufruhr, Riesengeschrei, als würden eintausendfünfhundertachtundsiebzig Schnäbel über eine Schiefertafel wetzen. Mein Vater und ich sahen uns mit schmerzverzerrten Gesichtern an. Wir lachten beide und sprachen, wie immer, wenig. Hinter der Schleuse, wo der Weg stetig steil ansteigt, ebte der Lärm langsam ab und wir erreichten bald die Hochebene. Erhitzt vom Aufstieg blieben wir stehen. Wir sahen ins Tal. Nach der nächsten Biegung würde die Kirche auftauchen.

Über dem Wald begannen sich helle Wolken zu formieren. Ottos Blick folgte aufmerksam zwei Bussarden, die geräuschlos, wie Drachen, in der Thermik segelten. Ein kühler Luftzug fuhr durch die Maschen meines feucht geschwitzten Pullovers. Mein Vater wischte mit einem Tuch den Nacken. ‚Die Sonne steht schon tief,‘ sagte er. ‚Eine Hand über den Vogesen,‘ antwortete ich und maß mit zugekniffenem Auge. ‚Wir sind schon wieder spät,‘ mahnte mein Vater, gab Otto einen Klapps auf die Flanke und wir legten einen Zahn zu.

Die Erde stieß den letzten warmen Atem aus, Kamille und Spitzwegerich mischten sich dazu. Otto lief dicht an meiner Seite. Ich spürte das raue Fell, roch den vertrauten Tiergeruch, der mich seit meiner Geburt begleitete. Wir waren gleich alt, geboren am Tag, an dem meine Mutter starb. Vielleicht erklärt das unsere tiefe Verbindung, ansonsten gingen Tiere und ich uns gegenseitig aus dem Weg. Für meinen Vater, der mit Leib und Seele Tierarzt war, eine Enttäuschung. Otto war immer größer gewesen als ich, bis ich ihn vor kurzem eingeholt und dann überholt hatte und nun meinen Arm über seinen Rücken legen konnte wie um die Schulter eines Freundes. Wenn er mich nicht spürte, behielt er mich im Auge. Otto war taub.

Mein Vater hielt sich ein wenig hinter uns. Ich hörte seinen gleichmäßig festen Schritt. Ich hatte die Vorstellung, die Erde würde ihn ein bisschen mehr an sich ziehen als den Rest von uns. Sein Gang wirkte immer ein klein wenig mühevoll, der Körper schwer. Er rannte selten. Ich denke heute, man darf nicht vergessen, dass mein Vater bis dahin zweimal im Leben einen immensen Schlag versetzt bekommen hatte, in Liebesdingen. Aber er war keiner, der leicht umfiel, das dachte ich in diesem Moment.

Vor uns lag jetzt die kleine weiße Kirche. Sie sah in das lange, schmale Tal hinunter, aus dem man zu ihr hinaufsteigen musste, wenn man nicht, wie wir, von der Schwarzwaldseite kam.

Viele waren schon eingetroffen. Lachend und rauchend standen sie vor dem geöffneten Portal. Ein Mann löste sich aus der Gruppe und eilte uns mit ausgebreiteten Armen entgegen, das Chorhemd flatterte um seine Beine. Eugeniusz, der Pfarrer.

Er umarmte uns, tätschelte meinen Kopf mit schwerer Hand. „Felek! Demum! Endlich!“ Mehr noch als ausladende Gesten liebte er die lateinische Sprache. Nun fasste er meine Schultern und schob mich durch die wartende Menge in die Sakristei, die gleichzeitig Glockenturm war. Er schloss die Tür. Sein rundes Gesicht war gerötet. „Junge, das mit der Glocke ist ein ernst zu nehmender Dienst! Sie muss pünktlich geläutet werden, accelera, accelera! Beeil dich, beeil dich! Du bist jetzt in einem Alter, in dem du Verantwortung übernehmen kannst!“ Seitdem er mich gelehrt hatte, die Glocke so in Schwingung zu versetzen, dass sie gleichmäßig schlug, hatte ich das Amt des wohl kleinsten Glöckners der Kirche inne. Ich war stolz darauf aber tatsächlich weit davon entfernt, das Ganze wirklich ernst zu nehmen, ich hatte einfach viel zu viel Spaß.

An diesem Tag läutete ich mich in einen dröhnenden Rausch. Es dauerte ewig bis alle in der Kirche waren. Als letzte kam Madame Ga. Deren richtiger Name stand auf einem in Messing gravierten Schild an ihrer Einfahrt. Die meisten hatten ihn sicherlich längst vergessen. Manche nannten sie auch etwas boshaft

Gaga, Madame Gaga, wahrscheinlich weil eine Unterhaltung mit Madame Ga ihr eigenes Realitätsverständnis in Bedrängnis brachte. Sie hatte einen etwas anderen Bezug zu den Dingen, einen näheren, würde ich sagen. *Olga Madamska / Biolozka & Emil Madamsky / Inzynier budowlany* stand in geschwungener Schrift auf glanzlosem Gold. Seit Emils Tod vor vielen, vielen Jahren lebte sie zurückgezogen am Hang des nächsten Tals in einem großen, dunkelrot leuchtenden Haus, dessen lang gezogene Seitenflügel aus viktorianischen Gewächshäusern sich wie helle, ausgestreckte Arme weit über das Grundstück zogen.

Sie sprach mit Wiener Akzent und bewegte sich wie eine Gräfin, jedenfalls stellte ich mir so die Bewegungen einer Gräfin vor. Doch abgesehen von ihrem Bambusrücken, wie sie die Versteifung ihrer Nackenwirbel nannte, hatte sie eine recht ungräfliche, raubeinige Art, die einen ziemlich erschrecken konnte. Ihre Ehe war kinderlos geblieben.

Ich hatte Kraft Karlmann von Korn, einen Klassenkameraden, der in der Villa des angrenzenden Grundstücks lebte, in der Schule erzählen hören, sie habe eine Pistole, mir der sie häufig herumballerte. Und dass sie verrückt sei. Tatsächlich machte sie keinen Hehl daraus, regelmäßig von Engeln und Heiligen besucht zu werden. Sie benötigte keine Uhr, ihre Beine, die kurz vorher auf das Ausmaß ionischer Säulen anschwellen, kündeten vom baldigen Eintreffen der Gäste, Normalsterbliche mussten dann umgehend das Haus verlassen.

Den beschwerlichen Gang den steilen Berg zur kleinen Kirche hinauf bezeichnete Ga als ihren persönlichen Kreuzweg. Sie verschätzte sich immer in der Zeit, lehnte jedoch jede Mitfahrgelegenheit auf den Kapellenberg ab. Ihretwegen brummte mir jetzt der Schädel. Doch ich verzieh ihr. Ich empfand es als ein gutes Brummen und außerdem hatte sie schwer an den Piroggen zu tragen gehabt, die sie eigens für mich mit heraufgebracht hatte. Sie waren sogar noch warm.

Ich saß auf der Bank hinter der Kapelle. Aus dem Innern drang Eugeniusz' monotoner Gesang. Meine Handinnenflächen brannten wie verrückt vom rauen Glockenseil und in der Hoffnung auf Linderung blies ich abwechselnd in die eine und dann in die andere Hand während ich zusah, wie die Sonne in die dunkelgrauen Vogesen hineinschmolz. Eine sanfte Brise bewegte das Gras, frühe Fledermäuse flatterten durch den orangeroten Himmel.

Mit federndem Schritt kam Otto heran. Die Barthaare feucht vom Regenwasser, das er aus der Tonne unter dem verrosteten Abflussrohr der Kapellendachrinne getrunken hatte. ‚Et cum spiritu tuo!‘ hörte ich vielstimmig aus dem gekippten Fenster über mir. Otto schüttelte sich voller Hingabe. Wassertropfen, in denen sich das Abendrot spiegelte, sprangen aus seinem Fell, als würde er Granatperlen um sich schleudern. Verrückter Hund!, ich wischte das Wasser vom Gesicht, lachte, angelte mit den Fingern Teigtaschen aus Madame Ga's Alufolienpäckchen und warf Otto die eine und andere ins Maul. Für gewöhnlich war er ebenso wild darauf wie ich. Heute schnappte er nur halbherzig danach. Ich beobachtete ihn. Eine eigentümliche Unruhe hatte ihn befallen.

Seine Aufmerksamkeit schien auf etwas für mich nicht Sichtbares gerichtet. Eine Weile hielt er konzentriert die Nase empor, immer wieder änderte er die Position, um besser Witterung aufzunehmen. Dann, mit einem Mal, sprang er auf, sah mich an und gab, mehrere Schritte rückwärts gehend, einen seiner missratenen Belllaute von sich. Komm mit! Ich rutschte von der Bank, neugierig, was ihn so erregte. Es dämmerte bereits. Der Rhein schlängelte weit hinten in der Ebene wie eine junge Blindschleiche durch dunklen Abendsamt. Drinnen wurde gebetet.

Ich legte Otto den Arm auf den Hals. Er senkte den Kopf und begann querfeldein, in Richtung Wald zu laufen. Sein Schnüffeln klang feucht, halb in die Erde versenkt, wie das eines Ferkels. Abendtau bedeckte die Wiese. Die Zehen rutschten haltlos in den offenen Sandalen. Otto wurde schneller. Ich drückte meinen Arm gegen ihn, machte mit der Hand eine Wellenbewegung, langsamer! bedeutete das in unserer Sprache. Er bremste sich kurz, doch seine

Schnauze ging wieder zu Boden und blieb dort, als würde er das gesamte Erdreich in einem einzigen Atemzug inhalieren wollen. Welcher Geruch ihn so in Aufruhr versetzte? Wir liefen den Berg hinauf zum Waldrand. Ich staunte nicht schlecht.

Wolken waren vom Himmel gefallen und irrten wie entlaufene Schafe zwischen den Bäumen umher. Hinter den Stämmen schien es zu huschen, zu vibrieren. Otto zog mich geradewegs hinein. Er führte mich zwischen hochstämmigen Tannen hindurch, über weichen und wurzeligen Waldboden, Moos gab unter uns nach, ich roch Pilze, spürte Riesenfarn, Blätter und Zweige mein Haar streifen. Man sah höchstens zwei Armeslängen weit. Das Hämmern eines Spechts klang von weit her, wie durch einen Korridor. Erschrocken keckernd flog ein Vogel vor uns auf, verschwand. Mein Hund wurde schneller und schneller. Ich geriet völlig außer Atem. Er reagierte längst nicht mehr auf meine Handzeichen. Die Unterarme schützten mich vor heraufschnellenden Ästen, Ranken zerrten an mir, Tannennadeln stachen zwischen die Zehen, unter den Fußsohlen sammelte sich Erde. Ich musste diesen völlig außer sich geratenen Hund aufhalten! Verzweifelt warf ich mich über seinen Rücken. Doch Otto drängte unter mir hindurch. Ich konnte mich gerade noch halten. Ich durfte ihn nicht verlieren, in diesem unheimlichen Labyrinth würde ich verlorengelassen. Ich hielt mich, so gut es ging, dicht hinter ihm, versuchte seine Rute nicht aus den Augen zu verlieren.

Es ging bergauf. Ich glitt auf etwas Feuchtem, vielleicht einer Schnecke. Eilte weiter. Mit einem Mal brach unmittelbar neben mir etwas aus dem Unterholz. Etwas Großes, Vielfüßiges, Fabelwesenhaftes. Der gesamte Waldboden schien sich zu erheben. Laub, Erdreich, Vegetation, eine dunkle Silhouette stob schemenhaft hinter hellem Nebel an mir vorüber. Kurzes verhaltenes Jaulen. Ich stürzte hinterher. Stieß die Schulter heftig an einen Baum. Stolperte. Fing mich im letzten Moment. Was, um Himmels Willen, war das, was hatte Otto nur gewittert? Vor mir eine steile Böschung. Ich griff hastig nach Quecken- und Rispenbüscheln, um mich daran hochzuziehen. Atemlos. Der Brustkorb brannte. Kleine, hell klingende Schritte trippelten über mir auf Asphalt. Ein

riesiger Tausendfüßler in hochhackigen Schuhen, der davontanzte. Heiseres Bellen. Feuchte Erde gab unter meinen Knien nach, Graskanten ritzten die Finger.

Ich fand mich am Straßenrand. Der Nebel trat auseinander. Vor mir staksige Beine, kreuz und quer, wie Mikadostäbe. Hirsche, Rehe, ein großes Rudel, das zur Böschung an der anderen Straßenseite strebte und Otto ihnen dicht auf den Fersen. Ein Motorengeräusch brach in die Szenerie. Ich sah zwei helle Strahlen vorüberblitzen, hetzende Irrlichter, ein heftiger Windzug riss mich herum und zwang mich in die Knie. Roter Lack, ein dumpfes Geräusch, Splintern, darauf grässliche Schreie meines Hundes und den Bruchteil einer Sekunde später setzte ein Hupton ein, der alles übertönte.

Ich rappelte mich auf, geblendet von greller Helligkeit. Schräg auf der Fahrbahn ein Wagen. Wolkenschwaden wiegten sich im Arm seines Scheinwerferlichts. Otto wie ein Trugbild darin. Otto. Die Gliedmaßen vertauscht, verdreht, zerbrochen durcheinander geraten, die lange Schnauze seltsam gebogen. Ich schrie, ich weiß nicht was, damit das schreckliche Bild sich auflöste. Mein Hund sah mich aus dunkel glänzenden Augen an. Ich sank neben ihn, fasste vorsichtig seinen Kopf. Er roch nach Erde und Blut. Er atmete, zitterte. ‚Du lebst!‘, flüsterte ich unablässig, stellte mir vor, wie die Worte in ihn flossen, ihn am Leben erhielten.

Jetzt trat jemand ins Licht. Ich vernahm im Gedröhn der Hupe eine Stimme, weit weg, über mir, sah Hände nach mir greifen, wollte hilfeschend danach fassen, doch Otto bäumte sich auf, das blutige Gebiss zornig entblößt. Die Hände wichen zurück. Behutsam strich ich ihm über den Hals. Unheilvolles Knurren dort, Grollen, das langsam aus den Tiefen seines zertrümmerten Körpers näher rollte. Wir brauchten Hilfe. Mein Blick wanderte hinauf zu der Stimme. Vor dem Scheinwerfer zeichnete sich die Gestalt einer Frau ab. Sie stand mit hoch gezogenen Schultern und bedeckte mit den Händen das Gesicht. Winzige Dunsttropfen umschwebten sie. Ihre Finger glitten herab, unsere Blicke trafen sich, Ruhe legte sich wie eine Lichtung in das Chaos. Im Lichtstrahl ihre Hand.

Ein verwirrendes Gefühl strebte aus mir. Wie ein Magnetpol vielleicht, ein Magnetpol, der einen anderen spürt. Ein Gefühl, das wegdrängte und sich gleichzeitig auf mich zubewegte. Noch während ich zu erspüren versuchte, woher diese starke Empfindung kam, beugte sie sich zu uns herab und ich wusste in diesem Moment, sie kam nicht von dieser Frau. Aber es hatte intensiv mit ihr zu tun. Ich griff nach ihrer Hand.

„Sie lieben Chopin?“

„ ... “

Mein Vater desinfizierte die Hände und reichte ihr wortlos die Flasche.

„Sind es die Nocturnes?“

„ ... “

Er zog den Lampenarm heran und schwenkte ihn über den Tisch.

„Irre ich mich?“, fragte sie leicht irritiert, kreuzte, wie mein Vater es eben vorgemacht hatte, die gespreizten Finger ineinander.

„ ... “

Mit vier, kurz aufeinander einsetzenden Brummtönen schaltete sich das Licht der OP-Lampe ein.

„Sie sind Pole.“

Die Lampe über dem OP-Tisch surrte. Draußen war es bereits dunkel. Scharfer Desinfektionsgeruch verteilte sich im Raum.

„Er ist ihr Landsmann. Chopin. Ich habe nur den Namen auf ihrem Praxenschild gelesen. Kowski hinten, ... kowski, das ist polnisch. Oder tschechisch?“

Mein Vater reagierte nicht.

Einen kurzen Moment wirkte sie verunsichert. „Nein, es ist polnisch,“ beantwortete sie ihre Frage dann selbst. „Wir hatten letztes Jahr einen Polen bei einem Dreh, auch – kowski hinten, Schauspieler aus Paris, er lebte dort. Wie Chopin. Aber sein Herz, das hat er ständig gesagt, sein Herz, das sei wie Chopins, immer noch in Polen. Es ist dort! In Warschau, in einer Kirche. Wussten sie das? Nicht in Paris. Sein Herz ist in die Heimat zurückgekehrt. Nur das Herz! Und ihres, wo ist ihr Herz?“

Ich verharrte bewegungslos. Was für eine Frage! Mein Vater hatte mich, nachdem er sich vergewissert hatte, dass ich nicht ernsthaft verletzt war, auf dem Untersuchungstisch im Operationsraum abgelegt wo sonst die Sprechstundenhilfe auf der abwaschbaren Oberfläche Kaninchen, Hunde und

Katzen auf ihren Eingriff vorbereitete. Jetzt lag ich im Halbdunkel unter einer Decke, die die Unfallfahrerin über mich gebreitet hatte und ängstigte mich um Adams Herz. Wo konnte es sein, wenn nicht bei ihm? Für wen hielt sie meinen Vater? Wer war sie? Der weiß gekachelte Raum glänzte im Neonlicht. Ich war erschöpft und fror unter dem dicken, nach Heu und Benzin riechenden Wollstoff, wahrscheinlich einer Picknickdecke aus ihrem Wagen.

Sie lehnte etwas hilflos am Tisch, die desinfizierten Hände wie fremde vor der Brust nach oben gerichtet, und redete mit enormer Geschwindigkeit. Ihre Stimme war hell und klar und trotz des hohen Tempos, in dem sie sprach, melodios. Hin und wieder mischte sich metallisches Geräusch von Adams Operationsbesteck hinein. Seit unserer Rückkehr hatte er kein einziges Wort gesagt, was sie nicht weiter zu beunruhigen schien, im Gegenteil, sie sprach für zwei. Ich mochte das.

Mein Vater war Meister des bedeutungsvollen Nichtsprechens. Natürlich konnte sie das nicht wissen. Man musste ihn außerdem aufmerksam beobachten, um das Nichtgesagte zu verstehen. Die Operation würde kompliziert, sie würde langwierig werden, jede seiner Gesten sprach es für mich deutlich aus: Vor uns lag eine lange Nacht.

Langsam spürte ich Schrammen und Kratzer, die ich mir auf dem Weg durch den Wald zugezogen hatte. Es begann zu jucken, es brannte. In der Schulter pulsierte ein leichter Schmerz. Mein Kopf knickte ständig wie eine schwere Blüte zur Seite, bis ich ihn, Halt findend, auf das kalte Kunststoffpolster abgelegt hatte. Direkt vor mir hing Ottos Rute vom Tisch. Sie hatten ihn quer in die Vertiefung der Operationsplatte gelegt, seine überdimensionierten Beine standen weit über die Kanten, getrocknetes Blut am Fell.

Ich glaube, mein Vater hatte die Frau, die sich im Auto als Louise Chabschitz vorgestellt hatte, bisher kaum angesehen. Aus meiner Woldeckenhöhle heraus konnte ich sie ungestört betrachten. Ihr Haar war von ungewöhnlich heller

Farbe. Jetzt unter der OP Lampe wirkte es fast durchsichtig hell, gläsern, als stünde meinem Vater eine Außerirdische gegenüber. „Lou“, hatte sie ihrer Vorstellung im Auto noch hinzugefügt, eine unmissverständliche Einladung sie so zu nennen. Doch Adam hatte nur knapp „Adam“ geantwortet und sich dann auf Anweisungen zum Abbiegen beschränkt bis wir beim Praxisgebäude am Weiherhaus angekommen waren. Ich bin mir sicher, dass er in Gedanken bereits längst dort gewesen war, dass er nichts wahrnehmen konnte, was sich außerhalb seiner Aufgabe befand: Otto zu retten. Sonst hätte er gespürt, dass mit dieser Frau etwas Besonderes war.

Mein Vater befand sich in einem Zustand äußerster Konzentration. Hunderte Male hatte ich ihn so gesehen. Jede Bewegung, jeder Handgriff war vorgezeichnet, präzise und von ungeheurer Schnelligkeit. Unter normalen Umständen war er ein bedächtiger, regelrecht langsamer Mensch, manchmal für mein Empfinden zu langsam, obwohl ich praktisch kaum schneller war. Unsere Langsamkeit war ein unausgesprochenes gegenseitiges Ärgernis, weil wir beide im gleichen Maße ungeduldig waren. Im Notfall allerdings bewegte Adam sich in einer Art Zeitraffer, wie in einem Super 8 Film. Faszinierend, ihm dabei zuzusehen, es hatte etwas von einer Art beseelter Mechanik.

Kurz blitzte das Messer, mit dem er Ottos Fell rasiert hatte, im Lichtstrahl auf. Der Schein streifte Louise Chabschitzs Auge und Wange und sie blinzelte. Wortlos hob er Ottos Kopf an und gab der jungen Frau zu verstehen, wie sie ihn zu halten hatte, damit er den Unterkiefer verdrahten konnte, der, wie ich jetzt voller Schrecken sehen konnte, einer offenen Luke gleich, zur Hälfte herabhing. Mein Herz krampfte zusammen. Louise nickte unsicher, nahm aber unvermittelt Ottos Schädel in die Hände und redete weiter. Voller Leichtigkeit strömten Sätze aus ihr. „Ich fahr’ immer zu schnell, wissen sie, Immer. Eine Gewohnheit ist das. Nein, eine Notwendigkeit. Wege sind Zeitverschwendung. Wenn man in Gedanken bereits am nächsten Ort sein kann ist alles dazwischen vertane Zeit. Wie Schlaf. Kennen sie das, wenn man sich hinlegt und denkt, wäre es doch

schon morgen? Einmal Fingerschnippen und die Sonne geht bitte auf? Das wär's!“

Adam drehte kleine Schlingen aus dem Draht. Für einen Moment sagte Louise, untermalt von einer melancholischen Klavierakkordfolge, nichts. Sie folgte fasziniert der Choreographie seiner Handgriffe, dem Tanz seiner langen, kräftigen Finger und wirkte als wolle sie sich alles genau einprägen.

„Die Waldstrecke ist die Abkürzung zwischen Funkhaus und - ich wohne oben, wissen sie - Rosenberg,“ fuhr sie nach einer Weile fort. „In der Beckmann-Villa. Die kennen sie sicherlich. Das große helle Gebäude auf der Kuppe. Wenn sie die ganzen Treppen am Paradies hochgegangen sind ist es das letzte Haus an der letzten Treppe, da wohne ich, oben, unterm Dach. Der hellste Fleck der Stadt. Mit Blick über das gesamte südliche Tal!“ Sie machte eine anschauliche Drehbewegung mit dem Kopf.

Adams Augen waren auf Ottos Kiefer gerichtet. Er bohrte jetzt kleine Löcher in den Knochen. Ein furchtbares Geräusch, das Louise kurz zum Schweigen zwang und mich erschauern ließ, auch wenn ich seit dem Griff zu Louise Chabschitz' Hand wusste, dass Otto weiterleben würde. Ich hatte es gespürt.

„Mein Gott, was für ein Glück im Unglück!“, nahm sie ihre Rede wieder auf, nachdem mein Vater den Bohrer zur Seite gelegt hatte, „Was für ein Glück, dass sie so schnell da waren!“ Sie sah Adam unvermittelt an, verstärkte den angewiesenen Griff. „Ich bin Schrittempo gefahren. Überhaupt nicht meine Art. Diese Stimmung da im Wald, das war magisch. Schubweise kam der Nebel zwischen den Baumstämmen hervor, sah aus wie überkochende Milch, die auf die Fahrbahn fließt. So was habe ich noch nie gesehen. Hätte mich nicht gewundert, wenn Elfen vorbeigeschwebt wären. Wirklich.“ Ihre Augen drifteten ins Unendliche, sie lächelte. „Aber dann segelten diese Rehe vorüber und hinterher, mein Gott, ich hab ihn für eine Phantasiegestalt gehalten, dieses riesige Wesen! Das lange Fell ... Haben sie das schon einmal erlebt, dass sie nicht wissen, ob es real ist, was sie sehen, dass sich Reales und Phantastisches mischen, dass man...“

Endlich sah Adam auf. Sie verstummte schlagartig. Ich spürte Furcht aufsteigen, mein Vater könnte diese Frau, deren einfache Nähe eine Antwort auf eine Sehnsucht in mir gegeben hatte, vergraulen, wie er schon viele Frauen vergrault hatte, wertvolle Sprechstundenhilfen eingeschlossen. Er benahm sich in solchen Momenten wie jemand, der eine Tür so erfolgreich verbarrikiert, dass selbst Anklopfen ein Unding wäre.

Adam wirkte überrascht, als stünde sie dort erst seit gerade eben. Dann machte er eine kurze Kopfbewegung, als wolle er einen undenkbaren Gedanken loswerden, warf einen schnellen Blick auf mich und drehte die Musik so laut, dass es keinen Sinn gemacht hätte, weiter etwas zu sagen. Ich sah ihr kleines zustimmendes Nicken und langsam, während dieses Nicken zu einem Taktwippen hinter meinen Augenlidern wurde, versanken Geräusche und Musik mit mir in unruhigen Schlaf.

Chopins Herz schlug in Ottos Brust, Rehe trabten durch den OP und Louise Chabschitz nähte meinem Vater Flügel an, große Schwingen, mit denen er über den Wald flog und Milch über Bäume goss. Ich spürte eine kalte Hand auf der Stirn. „Er glüht,“ sagte die Frau. Ich roch Tata und Babunias Schnaps in seinem Atem. Die Operation war geglückt. Er drückte mich an die verschwitzte Brust, seine Lippen auf mein Haar, er zog die Decke um meinen Körper, fest, einen Kokon müffelnder Kofferraumdüfte und trug mich durch die Nacht ins Haus.

Als nächstes sah ich Louise Chabschitz' nackten Hintern. Er tanzte im Wintergarten unter dem halbrunden Fenstersturz im frühen Morgensonnenlicht. Während ich mich auf die Suche nach Otto machte, der nicht wie gewöhnlich in meinem Zimmer lag, drangen Gitarrenklänge herauf und als ich nach unten ging hörte ich Gesang von Adams tiefer, melancholischer Stimme. Er saß offensichtlich auf der Balustrade, sein harter lang gezogener Schatten lag mit dem Schemenschwarz der kleinen rechteckigen Scheiben auf dem Tisch an dem wir sonst gemeinsam aßen, Schatten-Bart und sein langes struppiges Haar wippten im Takt. Es roch nach Kaffee und Zigaretten. Das tat es sonst nur, wenn Pfarrer Eugeniusz vorbeikam. *Kwiaty we włosach* hörte ich meinen Vater singen, ein polnisches Lied von Blumen im Haar, von Erinnerung, ohne die man besser lebt, einer verflossenen Liebe und einem neuen glücklichen Leben, das möglich ist, wenn man alles Vergangene hinter sich lässt. Wir hörten es viel, es war ein Stück Heimat, das wir mitgenommen hatten in eine neue. Und plötzlich verband sich alles an diesem Morgen, weil diese Frau zu diesem Lied mit nacktem Hintern in unserem Wintergarten tanzte.

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, dass man die bisherige Abwesenheit von Dingen erst bemerkt, wenn sie plötzlich da sind. Sie hatte die Bluse über der Brust geknotet und trug sonst nichts. Sie rollte die Schultern, schwang die Arme wie flatternde Bänder, bewegte die Füße tänzelnden Schritts und ihr nackter Hintern leuchtete wie ein kleiner, im Wind sich wiegender Lampion im frühen Licht. Sie strahlte Sorglosigkeit aus in ihrer Nacktheit, Leichtigkeit und Lebendigkeit.

Wir kannten all das nicht. Wir liefen unbekleidet durchs Haus und gingen im Winter nach der Schwitzhütte oder im Sommer nackt im Weiher baden aber unsere Bewegungen waren schwer und einfach, sie waren vielleicht im Einklang mit der Natur, doch ihnen fehlte Melodie und Glanz oder einfach Leichtigkeit, diese Leichtigkeit, die ich hier sah. Ich verhielt mich still und

schaute und wunderte mich, was offenbar mit meinem Vater und auch mit mir geschah und ahnte nicht, dass es nur die Einleitung war zu etwas Größerem.

Bis ich Ottos Geheul vernahm. Es kam aus dem Heizungskeller. Wärme und schwerer Ölgeruch schlugen mir eine Treppe tiefer entgegen. Mein armer Hund war in einem merkwürdigen Zustand, halb wach, halb schlafend lag er auf einem Krankenlager aus altem Bettzeug und ausrangierten Kissen. Jaulen drang aus seinem halb geöffneten Maul, als würde er betrunken ein Lied singen wollen, doch die Worte vergessen haben. Ich hatte noch das Bild im Wintergarten vor Augen und mich ergriff sein hilfloser fast menschlicher Gesang, dass mir Tränen über die Wangen liefen. Ich legte mich vorsichtig neben ihn. Seine Wahrnehmung schien noch nicht richtig hergestellt, mit keiner Regung gab er zu verstehen, mich erkannt zu haben.

„Felus,“ sagte Adam, er trug nichts, als seine alten Schlappen, „mach dir keine Sorgen um Otto, wenn alles verheilt ist, wird er der alte sein. Er ist ein Sänger. Wir haben ihm heute Nacht eine große Menge Narkosemittel geben müssen, es wird noch eine Weile dauern, bis er damit aufhört.“

„Sänger?“ Die Frau war hinter Adam die Stiege heruntergekommen und stand dort unbefangen, wie Gott sie erschaffen hatte. „Lou,“ sagte Adam und sah mich an, „das ist Lou.“ Er fasste mich unter den Achseln und hob mich an seine wollige Brust, die anders roch als sonst. „Sie, sie ist den Wagen gefahren ...“ „Weiß ich. Sie hat uns gerettet.“ Ich meinte es ernst und begann jetzt richtig zu heulen, weil hier in dieser merkwürdig schweren Wärme, mit dieser Frau, dem neuen Geruch auf Adams Brust und Ottos Gesang etwas verschwand, das mich unendlich schwer gemacht hatte. Ich war zu groß für Adams Arm, aber er hielt mich und ich heulte ihn voll, bis sein Brustpelz vor Tränentropfen glänzte, und er mich oben auf dem Küchentresen absetzte und sagte: „Die Nachwirkungen des Medikaments sind bei manchen Hunden extrem, die singen über Stunden, manchmal halbe Tage.“

„Das kann ja was werden.“ Seufzte Louise Chabschitz, und zündete sich eine Zigarette an.

Louise blieb. Sie zog nicht ein oder um, sie blieb einfach. Nicht ein Möbelstück aus ihrer Rosenberg-Wohnung wanderte zu uns, (sie behielt die Wohnung am Paradies) und doch war unser Haus, seit sie zu uns gekommen war, ein anderes. Binnen kürzester Zeit war es übersät mit dicken Stapeln bedruckten Papiers, Skripte sagte Lou, Massen gehefteter Blätter waren es. Sie lagen neben Aschenbechern mit qualmenden Zigaretten. Überallhin schienen ihr die Papierstapel zu folgen, sie wellten sich im Badezimmer, am Waschbecken- und Wannenrand, verteilten sich auf dem Toilettenboden, flatterten über die Weierwiesen und bedeckten sämtliche Tische. Ohne Übertreibung, es waren Tonnen an Papier, die sie über die Räume verteilte und Stifte, die sie ständig suchte und nicht fand und wenn sie doch einen in der Hand hielt, kritzelte sie Kommentare auf die Blätter oder machte merkwürdige Zeichen an den Rand. Sie arbeitete als Spielfilm-Regisseurin fürs Funkhaus und las Drehbücher wie andere Börsenberichte, wissenschaftliche Beiträge. Manchmal stand sie irgendwo und sprach laut Dialoge, die ihr besonders ge- oder missfielen. Das hatte etwas Wunderliches, weil sie einen, wenn man zufällig in der Nähe stand, dabei direkt ansah, um ein Gegenüber zu haben, aber einen eigentlich gar nicht meinte. ‚Was für ein sagenhaftes Arschloch Sie sind! Ein Prachtkerl von einem Arschloch! Wenn es dafür einen Preis gäbe, Sie stünden ganz oben, auf dem Siegertreppchen!‘ sprach sie meinem erblassenden Vater ins Gesicht, als der ihr zufällig in den Weg trat. ‚Das ist gut!‘ fügte sie schnell an, ‚sehr gut!‘ und holte einen Stapel Blätter hinter dem Rücken hervor auf dessen oberstem Blatt sie einen Vermerk machte, während Adam halb verwirrt halb aufatmend lachte und das ihm dargebotene Titelblatt sich selbst zur Erklärung vorlas: ‚Der Richter und sein Boxer?‘ Sie nickte und ließ sich in der nächsten Fensternische nieder, als wäre die für sie gebaut worden.

Mit ihren Skripten wanderte sie von einem Platz zum anderen, immer etwas abwesend, man hörte sie murmeln und flüstern und ausrufen, als schere sie sich nicht um uns, und belebte gleichzeitig das Haus an Orten, die uns nie als Aufenthaltsmöglichkeit in den Sinn gekommen wären.

Otto war eine Weile noch sehr kraftlos, sein Anblick verursachte einen krampfartigen Schmerz in meinem Innersten, ich lag oft bei ihm, den Kopf an seinem pochenden Hals. Ich hätte ihm gern das Leid genommen. Meist betrachtete er die Welt aus halb geschlossenen Augen, die haltlose Zunge fremd zwischen Drähten im geflickten Gebiss, Schienen streckten ein Bein, das wie ein Stab über sein Lager ragte. Mein Vater hatte das Krankenbett, nachdem Otto den Gesang eingestellt hatte, in den Durchgang zwischen Wintergarten und Küche verlegt, wo wir uns gegenseitig gut im Blick hatten. Manchmal machte er den Eindruck, als betrachte er uns wohlwollend, und es kam vor, dass man ihn erleichtert seufzen hörte, als habe er eine Mission erfüllt und sei mit dem Ergebnis mehr als zufrieden.

Louise Chabschitz war viel unterwegs. Ihre Drehreisen waren die logische Konsequenz eines inneren Drangs, den man spürte, wenn man in ihre Nähe kam. Ideen sprangen aus ihr wie kleine Eruptionen, die hellen Augen wurden dunkel zuckende Pupillen wenn sie darüber sprach, und ihre Finger Trommelstöcke, die dem Zuhörerherz den Rhythmus schlugen, während es sich ihren Gedanken hingab.

Sie hatte einen Zwang, mit dem sie, und jetzt Adam, leben musste: Sie schlief mit anderen Männern. Es war nicht vorhersehbar, sie sagte, es passiere. ‚Nicht hier, bei uns‘, sagte Adam, ‚wenn es zu dir gehört, nimm‘ ich es, aber nicht hier.‘ Darauf einigten sie sich. Das Entscheidende war: Sie kam zurück, sie liebte ihn und ergab sich nur in kurzen Episoden der Diktatur, die offenbar in einem versteckten Gebiet ihrer Seelenlandschaft herrschte.

Die Liebe, die beide verband, war immens. Ohne sie wäre nichts möglich gewesen. Mein Vater gab Louise (mit seiner melancholischen Schwere) Wurzeln, eine Verankerung, einen Halt, mit dem sie vielleicht noch ein bisschen weiter in ihre Filmwelten tauchen konnte, als sie es bisher getan hatte. Und Lou, sie schenkte meinem Vater mit ihrem verrückten, ehrlichen Herz eine Sicht auf die Welt, die ihn wieder an das Leben glauben ließ. Zeitweise hatte er

diesen Glauben verloren.

Lou wurde niemals eine Mutter für mich. Ich brauchte keine, niemand war mehr Mutter als mein Vater. Ich frage mich, ob sie sich überhaupt je als Mutter gefühlt hat. Ohne ihr das Gefühl absprechen zu wollen, vermute ich, diese Rolle war für sie ohne jedwede Relevanz. Sie war Filmemacherin, sie lebte in Bildern, Dialogen, Dramaturgien, sie lebte in ihrer Mission, die Welt in Frage zu stellen, und die Menschheit mit ihren Geschichten in eine Diskussion zu verwickeln.

Aber Lou war der einzige Mensch, der mein wahres Alter mit einem Kopfnicken zur Kenntnis nahm und mich entsprechend behandelte. Das vereinfachte die Dinge ungemein.

„Ich bin schwanger,“ sagte sie nach ungefähr einer Woche zu mir.

„Ich weiß.“ Gab ich zurück, weil ich es in diesem Moment wusste und eigentlich seit unserer ersten Begegnung im Wald geahnt hatte. Da war nichts Konkretes gewesen, nur, dass da etwas war, das durch sie in mein Leben treten würde. Jetzt machte es Sinn.

„Ein Kind kann mit mir keine Filme machen ...“

„Natürlich nicht. Aber du mit dem Kind?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich werde es bei euch lassen, Adam wäre einverstanden.“ Ich begriff, dass sie mich um Zustimmung bat und dass es eine Ankündigung war, uns für eine bestimmte Zeit zu verlassen.

„Es bleibt bei uns.“ Versicherte ich ihr.

Wir suchten dann nach Namen. Jeder von uns schrieb auf einen Zettel. Wir hängten sie an die Kühlschrankschranktür. Ich schrieb: „Mackdaleenah“. „Hast du keinen Jungennamen?“ fragte Lou besorgt, „nur, falls es kein Mädchen wird.“ Ich hatte keinen. Kurz darauf flog sie einige Monate für den „Richter und seinen Boxer“ nach Afrika. Und ich begann auf Magdalena zu warten.

‚Irene!‘ Alfred Fürst hasste es zu warten. Wenn es zu lange dauerte schlug er mit flacher Hand auf Hinterköpfe, Tische oder Motorhauben, es verursachte ein Geräusch, das ihm vermutlich Genugtuung verschaffte - und er konnte sich sicher sein, dass er nichts sichtbar zerstörte. Alles und jeder musste spüren, wenn man nicht spürte war man dumm und die Steigerungsform in seiner Sprache war ‚sau‘. Blöder als saudumm lag vermutlich außerhalb seiner Vorstellungskraft. Er selbst spürte seit jeher, in jedem Fall erzählte er gern davon, es hatte ihn zu dem gemacht, der er war: Dem Schrauberfürst vom Langbachtal. Die exklusiven Wagen auf dem Hof, größtenteils Oldtimer, mit Kennzeichen aus der ganzen Republik unterstrichen die unangefochtene Kompetenz des Fürsts in Sachen Restaurierung und Mechanik. Zwischen seiner Tankstelle, die gleichzeitig Wohnhaus war und der Werkstattscheune führte ein geteilter Weg, den man von der Straße aus leicht übersehen konnte, zu uns ins Weihertal. Die Fürsts, einen Kilometer von unserem Haus entfernt, waren unsere Nachbarn und die ersten Menschen, die wir an diesem Ort kennenlernten.

Ich hatte vor Alfred Fürst eine Riesenangst. Selbst in Adams Anwesenheit. Der Mann war extrem laut, zu schnell und zu unberechenbar, als dass man sich ihm entziehen konnte. Seine Hand machte unglückseligerweise auch vor den Kindern anderer nicht Halt. Noch mehr aber fürchtete ich mich vor Irene, seiner Tochter. Sie hatte die Angewohnheit, sich anzuschleichen und lautlos auf mich zu werfen, um mit mir Kräfte zu messen wie ein wild gewordenes Tier mit einem Sack Reis. Dabei verbissen sich ihre auffällig spitzen Zähne in meiner Kleidung, und wenn ich richtig Pech hatte, in Haut und Fleisch. Ich konnte sie keinem zeigen, die Abdrücke ihres kleinen Gebisses, sie wären offenkundig demütigend gewesen. Das Mädchen sagte, sie hielt sich für eine Katze, was absurd war, rein äußerlich, aber wenn Alfred Fürst komplett durchdrehte, strich sie ihm wie ein Tierchen um die Beine und gab merkwürdige Laute von sich, es schien ihn

tatsächlich zu beruhigen. Ganz sicher hatte Irene herzlich wenig von einer Katze. Ihre Nase war viel zu groß für das Kindergesicht und die Ohren wirkten merkwürdig zusammengerollt, wie Blätter einer durstigen Pflanze. Auffallend allerdings war ihr Haar, das weit über die Schulterblätter hinab in kupferfarbenem Blond glänzte, als würde jemand täglich viel Zeit darauf verwenden, es zu bürsten.

Ich hätte sie mit Leichtigkeit besiegen können, obwohl sie ein Jahr älter war, ich überragte sie um Haupteslänge. Doch während sie biss und sich in mich verkralte, flüsterte sie schlimmste Drohungen in mein Ohr, sie ließen mich vor Furcht erstarren. Ich war ihr bisher, so gut es ging, aus dem Weg gegangen, seit dem Schulanfang im September allerdings wurde das zu einem Problem. Wir waren die beiden einzigen, die kurz hinter der Tankstelle vom Schulbus eingesammelt wurden.

„Irene!!!“ Fürsts Unterkiefer schob sich missmutig nach vorn, die Wucht seines Handschlags war bereits spürbar.

Die Tankstelle lag unterhalb einer Böschung direkt am Ortsausgang in einer Kurve, einige hundert Meter vor der großen Kreuzung, die zur einen Seite in den Schwarzwald, andererseits ins nahe Rebland führte. Manchmal krachte ein weinseliger Autofahrer in die Mauer vor den Zapfsäulen. Dann musste Alfred Fürst herzlich lachen. Bevor er irgendetwas anderes tat, holte er seine SX 70, eine Kamera, die Bilder ohne Wartezeit ausspuckte, unter der Kasse hervor und drückte ab. Er ging mit dem quadratischen Papier in der Hand wedelnd am Unglücksort auf und ab und zeigte, wenn es sichtbar wurde, den Umherstehenden das Bild vom nächsten ‚saudummen Deppen‘. Anschließend stellte er ihn, mit einer Nadel an der Wand fixiert, über den Tittenheftchen im Verkaufsraum aus. Vierundzwanzig Polaroid-Portraits hingen inzwischen dort, viele Verunfallte zierte eine dekorative Platzwunde. Ich hatte gerade durchgezählt, 14 mit Blut, sechs wahrscheinlich bewusstlos und drei vielleicht

unter Schock, einer lachte.

Anfangs hatte ich mich nicht zu Alfreds Galerie getraut, wegen der Magazine. Bis ich im vergangenen Sommer, während Adam tankte, vom Schrauberfürst mehrere heftige Schläge versetzt bekam, die mich direkt vor das Regal dirigiert hatten: ‚Junge, deshalb hängen die hier, damit die Männer sich nicht in die Hose machen! Erst schaust du auf die Deppen-Galerie, möglichst interessiert, dann auf die Titten!‘ Ich machte mir höchstens wegen der Größe der Titten in die Hose. Sie wirkten, als wären sie kurz davor zu platzen. Ich schaute immer zuerst auf sie, vielleicht wie man einen Explosionsherd im Auge behalten würde. Die Polaroidbilder hingegen faszinierten mich. Ich fragte mich, ob Fürst es bemerken würde, wenn ich eines mit nach Hause nähme und genauer untersuchte? Wie konnte es sein, dass innerhalb solch kurzer Zeit das Bild sichtbar wurde.

‚rene, missratenes Kind, Herrgottsakrament! Wo ist meine Kamera?‘ Alfred hieb auf den Verkaufstresen ein, Adam und ich zuckten zusammen. Das Innenleben der Kasse schepperte wie einer der Spielautomaten, die in der vordersten Ecke, direkt neben dem Eingang, an der Wand hingen. Wir waren gekommen, um Louises Karmann Ghia zur Reparatur vorbeizubringen. Der Schrauberfürst wollte allerdings als erstes ein Polaroid machen, für die Versicherung, dann regelte sich alles schneller.

‚Ein Razor Edge!‘ Hatte er schon im Näherkommen freudig ausgerufen, als wir vor seiner Scheune hielten. Er hatte die fleckige Schiebermütze mit dem ölverschmierten Handrücken aus der Stirn geschoben, um den Wagen besser in Augenschein nehmen zu können. ‚Taip 34‘, konnte ich mir nicht verkneifen zu präzisieren, weil Lou ihn so nannte, ich hätte besser die Klappe halten sollen. ‚Ah, s’ Schlaumeierle!‘ höhnte er, und schleuderte die Fingerknöchel an meinen Hinterkopf. Ich sah wie seine runtergebrannte Kippe über den Asphalt stolperte und er meinem Vater anerkennend auf die Schulter klopfte.

‚Dann stimmts, was man sagt?‘ Mit ‚man‘ meinte er Rachel, seine elsässische Frau, die am Ortsausgang Informationen sammelte, um sie im Salon Ursula, wo sie zweimal in der Woche Kundin war, bunter und um viele Facetten reicher,

wie den Erreger einer Epidemie, über die kleine Stadt zurück zu verteilen. Mein Vater machte nicht den Fehler zu fragen, was man sagte, er lächelte nur und gab die vielsagende Auskunft, wir hätten alle Glück gehabt, saumäßiges Glück eben, die beiden Männer lachten. Und noch während sie sich amüsierten, sah ich einen Kinderarm zwischen den bunten Plastikbahnen des Trennvorhangs in Alfreds Rücken hervorschnellen und ein silberfarbenes längliches Kästchen neben der Kasse ablegen. Die SX 70.

„Wer sagt’s denn!“ Der Schrauberfürst griff nach der Kamera und rief über die Schulter: „Das setzt noch was, kleines Fräulein, da kannst du dich drauf gefasst machen!“ Aus dem Hinterzimmer war ein provokantes mitleiderregendes Maunzen zu hören.

„Erklär mir nochmal, warum du schon so alt sein willst ..., sag schon.“ Irene war eine schreckliche Nervensäge. Ich fragte mich, wie viele Turnbeutel, Taschen und Schulranzen ich noch neben mir stapeln musste, um sie von mir fernzuhalten. Sie schaffte es immer wieder irgendwie mit ihrer katzenhaften Art, im Bus auf dem Platz neben mir zu sitzen. Nichts schreckte sie ab. Leise, sicher und voller Selbstbewusstsein reckte sie sich plötzlich wieder neben mir in die Höhe, wie Unkraut, zähstes Unkraut. Es ging darum, sie loszuwerden und gleichzeitig nicht zu verärgern. Ich war nicht sehr geübt im Umgang mit anderen Kindern. In der Schule fühlte ich mich am wohlsten allein. Für einen Ort, an dem sich so viele Kinder ballten, war das eine ungünstige Disposition. Die Klassenlehrerin mit dem vielsagenden Namen Bagatelle, Ilse Bagatelle, machte deshalb komplizierte Überlegungen und sich viele unnötige Gedanken. Es fiel ihr schwer, zu verstehen und zu akzeptieren, dass mir Gesellschaft nicht wichtig und manchmal sogar unerträglich war. Meine Art, Dinge zu begreifen, war anders als die der übrigen Kinder, deren Entwicklung in Wachstumskurven und -Tabellen ihre regelhafte Bestätigung fand. Ich legte meinen Kopf in den Sand, um seine Beschaffenheit zu begreifen, leckte an Steinen, um in Worte fassen zu können, was sie waren, biss in Seifenstücke, weil ich ihre Konsistenz verstehen wollte. Ich nahm Geräusche wahr, lange bevor ihre Verursacher selbst sichtbar

wurden und wusste so meist vor allen anderen, wann etwas oder jemand auftauchen würde.

Das Busfahren strengte mich sehr an, ich empfand zu viele Stimmen und fahriges Bewegung um mich, als dass ich hätte differenzieren können, was zu wem gehörte und wo ich selbst gerade war. Je ruhiger ich mich selbst verhielt, je weniger ich mich bewegte, desto leichter war die Strecke auszuhalten. Wenn sie mich nicht so genervt und ich mich nicht vor ihren Attacken gefürchtet hätte, ich hätte Irene wunderbar ausblenden, vielleicht sogar vom Sitz schubsen können.

„Wie soll denn das gehen, Schlaumeier? Fünfzig ...“ Sie betrachtete mich von der Seite.

„Ist eben so.“

„Dann bin ich hundertfünfzig, okay?“

„Wenn du das meinst ...“

„Ich meine es nicht, ich sags eben einfach so, wie du.“

„Ich sags nicht einfach so.“

„Ach, Herr Schlaumeier hat Beweise?“

„Ja, einen.“ Entfuhr es mir und im nächsten Moment war mir klar, in was für eine blöde Situation ich mich gebracht hatte. Adam hatte mich gewarnt.

„Zeig!“

Ich schwieg.

„Und deine Mutter ist bei deiner Geburt gestorben, ja?“

Ich hatte keine Ahnung worauf sie hinaus wollte und verspürte keine Lust mehr ihr noch irgendetwas zu erklären.

„Weißt du, was ich denke? Männer und Frauen gehören zusammen. Kinder gehören nicht dazu. Nicht immer jedenfalls. Ich zum Beispiel bin ein Unfall, sagt meine Mutter.“

„Keine Ahnung was du bist.“ Eine Katastrophe, dachte ich, eine schwere, aber ich wusste schon so viel über Menschen, dass ich in diesem Moment nicht sagte was ich dachte, statt dessen fühlte, dass ich ihr Weltbild gerade rücken musste, sie zwang mich geradewegs dazu: „Meine Tante Blanca lebt in

Warschau mit einer Frau zusammen. Es gibt Männer, die mit Männern zusammenleben,' ich dachte an Madame Ga und ihre unzähligen Pflanzen, 'und außerdem kann man gut alleine leben oder mit anderen Lebewesen. Es sind nicht immer Männer und ...'

,'Kann sein,' unterbrach sie mich und trat gelangweilt gegen den Vordersitz, beobachtete mich aber aus dem Augenwinkel. 'Ich meine nur, was bist du?' Ich war mir nicht ganz sicher, aber ich vermutete sie auf der verbissenen Suche nach einer Gemeinsamkeit. 'Weiß nicht, was du meinst.' Versuchte ich das Gespräch zu beenden.

,'N' fünfzigjähriger Junge!' Sie schlug sich mit der Hand vor die Stirn und lachte künstlich, als hätte ich ihr einen richtig blöden Witz erzählt. 'Glaubst Du nicht, dass dein Vater lieber deine Mutter behalten hätte, als einen fünfzigjährigen ... Jungen?' Entweder sie wusste nichts über Menschen oder sie wusste alles. Ihre Frage war die gemeinste, die man mir stellen konnte. Ich packte ihren Hals und drückte ihn so fest zusammen wie ich konnte.

Als Louise zurückkam war der Winter fast vorüber, Ottos Fell an den kahlen Stellen nachgewachsen und das ungeborene Kind drückte sichtbar Hände und Füße gegen die Haut, die es umgab wie ein kleiner Ballon, von dem man glauben konnte, Lou habe ihn sich spaßeshalber vor den Bauch geschnallt. Sie ging jetzt nicht mehr so viel durchs Haus, es rauchte nur noch aus dem Aschenbecher neben dem Sofa im Erdgeschoss und manchmal sah ich sie, sich sehr langsam im Wintergarten zu Adams Gitarrenmusik bewegen. Lou ließ mich, während sie auf dem Sofa las, an ihrem gewölbten Bauch sitzen. Ich hielt ein Hörrohr an die gespannte Bauchdecke und trieb über rauschende Schallwellen hinweg in ein wohlig hallendes Fruchtwasserall, immer tiefer zu dem kräftig pulsierenden Ton eines mir längst nicht mehr fremden Herzens.

Die Fruchtblase platzte während eines Frühjahrssturms, als Lou auf dem Sofa lag. Das Polster war über Monate noch feucht und wurde im Kern nie trocken. Es riecht heute noch leicht nach etwas Essentiellem, nach Erde vielleicht, nach Magdalena.

„Keine große Sache!“ Kommentierte Lou später die Geburt. Damit wurde sie dem Ereignis natürlich nicht gerecht, schilderte aber ihre eigene Sicht der Dinge wahrscheinlich treffend. Adam war in schrecklicher Aufregung. Erst viel später habe ich begriffen, welch emotionales Mienenfeld sich durch dieses Ereignis vor ihm ausgebreitet haben muss, aber er manövrierte sich hindurch.

Er trug Lou wie eine Verletzte durch den prasselnden Regen zur umgelegten Rücksitzbank seines Warszawa. Otto und ich kletterten neben sie. Alles war binnen kürzester Zeit feucht. Adam drehte die Heizung auf und bis wir vorn an der Tankstelle auf der Hauptstraße angekommen waren, hatte sich im Wagen eine tropenähnliche Hitze ausgebreitet. Die Fenster beschlugen, hinter Tröpfchen-Gardinen saßen wir und ich versuchte vergeblich, mit dem Ärmel meines Pullovers einen Blick nach draußen frei zu wischen.

Otto, längs neben Lou ausgestreckt, leckte voller Hingabe ihre Knöchel. Sie lachte und rollte den Kopf hin und her. Die Scheibenwischer schoben ächzend zerbrochene Äste und zarte, vom Sturm zerrissene Blätter von der Scheibe, Sturmböen peitschten Regen im Stakkato gegen den Wagen, wir zerteilten tiefe Pfützen wie ein Boot, das durch die Flut braust, schmutziges Wasser spritzte vor und neben uns auf, in unbändigen dunklen Fontänen. Adam fuhr verboten schnell und über jede rote Ampel, er öffnete sein Fenster und brüllte ‚Hau ab!‘ oder ‚Fahr schneller du Trottel!‘ wenn sich ihm jemand in den Weg stellte, ‚Wir bekommen ein Kind, skurwysyn*!‘ *Hurensohn. Louise hörte überhaupt nicht mehr auf zu lachen, es war eine regelrechte Attacke, Tränen liefen ihr aus den Augenwinkeln, sie lachte immer wilder, als habe sie drei Joints geraucht, tatsächlich, gestand sie Adam tags darauf, war es nur einer. Sie packte in einer suchenden Bewegung meine Hand und presste die Finger in regelmäßigen Abständen zusammen, es tat höllisch weh, ich konnte sie ihr jedoch nicht entziehen, sie ließ keine Sekunde locker, bis Adam abrupt unter dem Vordach der Notaufnahme stoppte. Zwei Männer kamen aus dem Innern des Glaskastens gerannt, sie hoben Lou, die plötzlich sehr still geworden war, aus dem Wagen, legten sie auf eine rollende Trage und schoben sie, begleitet von einer neu einsetzenden Lachsalmee und meinem blassen Vater, in die neonhellen Verzweigungen der Ambulanz.

Ich war mit Otto einmal um den modernen Krankenhauskomplex herumgegangen, als mich eine Krankenschwester vor der Glastür abging und sagte: ‚Komm Junge, deine Schwester ist da!‘ ‚Und?‘ fragte ich. ‚Sie hat sofort die Augen aufgemacht, geschrien und nach der Nabelschere gegriffen. Der Herr Doktor musste sie ihr regelrecht aus der Hand winden!‘

‚Meine Schwester,‘ dachte ich bei jedem Schritt über den glänzenden Boden der Geburtsstation, wahrscheinlich dachte ich über fünfhundert Mal ‚meine Schwester‘ und als ich vor ihr stand, wusste ich, dass es nicht das richtige Wort war für ein so kleines Mädchen, das direkt nach der Geburt die Dinge selbst in

die Hand nahm.

Adam legte sie mir vorsichtig in den Arm. Alles an ihr strömte die Ahnung einer sorglosen Welt aus, Ruhe, Schwerelosigkeit und den Geruch von jemandem, den du lange vermisst hast, dessen Geruch du dunkel irgendwo gespeichert aber vor lauter Warten fast vergessen hattest. Da war sie. Klein, zart, leicht und zerbrechlich wie eine Puppe. Sie sah mich an. ‚Magdalena,‘ sagte ich und sie zuckte ganz leicht mit einer Wimper.

Obwohl Lou sofort mit nach Hause kommen wollte, bestand Adam darauf, die beiden sollten die erste Nacht im Krankenhaus bleiben, sicherheitshalber. Ihr war anzusehen, dass sie eine Salve an Begründungen parat hatte, warum sie nicht bleiben konnte. ‚Für mich,‘ sagte Adam bevor sie etwas äußern konnte, ‚tu es einfach für mich!‘ Sie erzählte von einem Skript, das sie dringend brauchte und das er ihr bringen sollte und war ein bisschen ungehalten, weil man ihr in einer Schnabeltasse Fencheltee anbot.

‚Kaffee,‘ rief sie, ‚sie werden doch wohl in diesem Saftladen hier einen Kaffee haben? Das gibt’s doch gar nicht!‘ Adam sah hilflos die Kopf schüttelnde Krankenschwester an. Lou machte Anstalten aufzustehen und den Kaffee selbst zu suchen.

‚Sie sollten sich ein bisschen ausruhen.‘ Die Krankenschwester stand jetzt freundlich lächelnd aber ein wenig zu breitbeinig vor dem Bett, als dass man ihr Lächeln hätte ernst nehmen können.

‚Das Leben ist zu kurz, um sich auszuruhen, Madame.‘ Warf Lou ihr mit einem schalkhaft drohenden Blick zu.

‚Es wird vielleicht zu kurz, wenn sie es nicht tun.‘ Mit einem gezielten Griff hob die kräftige Frau Lous Beine zurück ins Bett und deckte sie nachdrücklich zu. Obwohl sie, wie Adam später erzählte, nur einmal ein- und dann das kleine Mädchen praktisch ausgeatmet hatte, wirkte Lou tatsächlich sehr erschöpft. Sie seufzte und schloss für einen Moment theatralisch die Augen. ‚Gebe mich geschlagen, Frau Oberstabsfeldwebel!‘

‚Gut,‘ knurrte die, ‚dann trinken Sie jetzt einen schönen Milchbildungstee,‘ und nahm mir Magdalena ab.

Als Adam und ich mit Otto nach Hause fuhren war es immer noch stürmisch. Die tief hängenden Weidenzweige wogten wie schweres Haar, behäbig. Überall lag dürres, abgebrochenes Geäst und drinnen hörten wir dann die Regentropfen unaufhörlich gegen die Fenster klopfen. Es war kühl im Haus und roch nach verbranntem Holz. Adam zündete im Kamin aufgeschichtete Scheite an. Wir legten uns vor wachsenden Flammen auf den bunten Teppich, eines der wenigen Dinge, die wir aus Warschau mitgebracht hatten.

„Wir brauchen jetzt auch Ruhe,“ sagte Adam, „du und ich. Es ist viel passiert.“ Er hatte mir einen schwarzen Tee gemacht und trank selbst einen, aus dem wehte der scharfe Dunst von Babunias selbstgebranntem Schnaps. Wir saßen uns gegenüber, Otto dicht bei uns, teilten den warmen Platz, die Beine ineinander verkeilt und sahen in das Feuer. Im unruhigen Licht eilten Schatten über das Gesicht meines Vaters, in dem sich jetzt Erleichterung zeigte. Er massierte meine Fußsohlen, er wusste, dass ich das liebte. „Tatus, wie war es bei mir?“, fragte ich, „bei meiner Geburt?“ Ich spürte, wie ich Mühe hatte, zu sprechen. Er zog an meinen Füßen, griff nach den Beinen und drehte mich in seinen Arm. „Es war tiefster Winter,“ sagte er an meinem Ohr, sein langes störrisches Haar kitzelte meine Wange, „es war sehr, sehr kalt. Der Schnee lag hoch, meterhoch, er türmte sich überall, weit über meinem Kopf.“ Ich hörte, wie der Tee in seinen Körper rann. „In Warschau fahren längst keine Straßenbahnen mehr, ein Auto hatten wir noch nicht. Weronika, deine Mutter, war schwer krank. Wir wussten nicht, ob wir ihr und dein Leben retten können würden. Die Babunia war zu uns gekommen und Olek, mein alter Freund Olek aus Silna, der Arzt, Erinnerst du dich an ihn von den Familienfesten? Er war da. Er blieb die ganze Zeit an unserer Seite. Einen Tag und eine ganze Nacht haben wir gekämpft, habt ihr gekämpft, Leben und Tod lagen nie dichter beieinander.“ Er schloss die Augen. „Dann, es war früher Morgen, kamst du. Ganz still, als würdest du sie nicht wecken wollen, hast du deinen ersten Atemzug gemacht. Babunia wickelte dich in warme Tücher. Wir hatten kurz die Balkontür geöffnet, hörten die Schritte des Zeitungsboten draußen, die ersten noch schlafmüden Vögel. Ich hab euch beide im Arm gehalten, Felus.“ Er zog mich noch fester an sich. „Es war sehr

friedlich und feierlich, wir haben geweint und gelacht und gebetet und dann hast du ganz leicht den Kopf gedreht, als hättest du den Flügelschlag vor uns gehört und eine dieser Tauben, die auf den Bäumen draußen herumsaßen, kam hereingeflogen.'

,'Was?' Er hatte mir nie davon erzählt. ,Was habt ihr mit ihr gemacht?'

,'Wir haben sie gelassen. Sie hat sich umgesehen, als wolle sie nach dem Rechten sehen. Der heilige Geist!, hat die Babunia gerufen und: Mein Gott, er ist ein richtiges Glückskind! Und irgendwann ist die Taube dann ganz leise wieder in den Morgen hinaus geflogen.'

In meiner Erinnerung zerfließen die ersten Wochen mit Magdalena zu einer Aneinanderreihung heller, traumhafter Sequenzen. Ich sehe halb geschlossene Vorhänge, Lou am Fenster, Magdalenas kleinen flaumbehaarten Hinterkopf an ihrer Brust, natürlich hält Louise gleichzeitig Blätter in der Hand oder hat sie vor sich ausgebreitet, ich sehe sie niemals ohne. Leise Gitarrentöne schweben umher, die Kachelöfen brennen Tag und Nacht, wir alle bewegen uns in Trance. Um den Ofen unten sind Leinen gespannt, auf denen trocknen weiße Tücher, selbst die verbreiten in ihrer langsamen Bewegung Lethargie. Neue, interessante Gerüche und Geräusche sind im Haus. Magdalenas Wiege ist ein alter Trog für Teig, den Adam im Elsass gefunden, poliert und mit Schafwolle und Fell ausgekleidet hat, er wandert jetzt durchs Haus, immer dorthin wo wir uns gerade aufhalten. Das kleine Mädchen verströmt Frieden. Mir scheint, selbst Otto setzt die Ballen seiner Pfoten in ihrer Nähe achtsam auf. Wie in einer Hülse liegt Magdalena in dem ausgehöhlten Holz, passt genau hinein, die Ärmchen angewinkelt, manchmal das Köpfchen auf der eingeklappten Hand oder die winzigen Hände in scheinbar zielloser Bewegung, Traumfäden spinnend, denke ich. Stundenlang sehe ich ihr zu, betrachte aufmerksam ihr winziges Gesicht, unter geschlossenen Lidern scheint sie in die Ferne zu sehen, weit weg, in eine Vergangenheit oder Zukunft, die ihre breite, leicht hervorstehende Oberlippe zu wundersamem Lächeln biegt. Am liebsten möchte ich immer neben ihr sein.

Seltsamerweise schwand der Zauber nicht, als ich wieder zur Schule gehen musste und sich durch Magdalenas Bedürfnisse eine bisher unbekannte Routine eingestellt hatte. An vielen Tagen wurden für mich, in Gedanken schon zu Hause, die Schulbusfahrten erträglicher und selbst Irene rückte, obwohl sie sich während der Fahrten immer noch neben mich drängelte, in nahezu harmlose Ferne.

Sehr schnell wurden Adam und ich Spezialisten, was die Unterscheidung von Magdalenas unüberhörbar in die Welt geschrienen Wünschen anging. Wer die Nachricht empfing, rannte. Wir hörten wann sie hungrig war, schlafen oder herumgetragen werden wollte, die Fensterläden geschlossen oder geöffnet werden sollten, wenn sie Gesellschaft brauchte oder eine Falte in der Windel störte. Lou bemerkte von alledem nicht viel, wie eine wuchernde Pflanze war das nächste Regie-Projekt in ihr Bewusstsein gedrungen und machte sich dort, von Tag zu Tag mehr breit. Es war eine Geschichte, die weit weg in den Bergen spielte, irgendwo zwischen Österreich und Italien.

Wir brachten den Säugling, wenn er hungrig war, zu ihr. Manchmal sprach Lou beruhigend mit dem Kind, das zornig darüber, die Brust nicht sofort zu finden, schimpfte oder laut protestierte, weil es nicht richtig satt geworden war, doch es war spürbar, wie sehr es Lou anstregte, aus ihrer papiernen Welt in unsere zu kommen und es gab Momente, da wusste sie, glaube ich, überhaupt nicht, wo sie gerade war. In einem solchen Zustand, küsste Adam ihren Nacken, fasste ihre Hand, legte den Arm um sie und sagte ganz nah bei ihr für mich unverständliche Worte, die sie zu uns zurückholten.

An einem milden Nachmittag Anfang Mai, als ich die Fensterläden von Magdalenas Zimmer aufstieß, durchfuhr mich ein fürchterlicher Schreck. In unserem Garten stand Irene Fürst. Sie stand dort in ihrer roten Strickjacke auf der hellgrünen Wiese, starrte aufs Haus und bewegte sich nicht. Ihr Haar glänzte selbst ohne Sonnenlicht. Keine Ahnung, wie sie dort hingekommen war und wie lange sie dort schon gestanden hatte. Mir war der Anblick unheimlich. Ein Lufthauch strich durch das Tal, alles war in sanfter Bewegung, Wildtauben gurrten unsichtbar im Frage- und Antwortspiel aus den Weiden. Und zwischendrin stand Irene wie ein hochgiftiger Pilz. Mit keiner Regung ließ sie erkennen, ob sie mich wahrgenommen hatte oder nicht. Schleunigst schloss ich das Fenster. Vielleicht konnte Nichtbeachtung sie aus dem Garten entfernen.

Ich redete ununterbrochen mit Magdalena. Auch an diesem Nachmittag. Irene hatte sich aus meinen Gedanken entfernt. Ich schilderte dem Säugling jede Schulstunde, jede von Frau Bagatelles merkwürdigen und aus meiner Sicht überflüssigen, sozial integrativen Übungen. Ich erzählte ihr meine Träume, die abwegigsten Gedanken, von denen ich noch nicht einmal geahnt hatte, dass es sie gab und wenn mir nichts mehr einfiel sang ich, Lieder, polnische Lieder, Kirchenlieder meist, ich kann noch nicht einmal sagen, warum. Ihr kleiner Körper war voller Aufmerksamkeit. Die blauen Murmelaugen folgten dem Klang meiner Stimme, mit offenem Mund lag sie in ihrer Schale und gab, wenn ich eine zu lange Pause machte, einen fragenden Laut von sich bis ich fortfuhr. Ganz sicher hatte ich nie zuvor so viel gesprochen. Ich durfte nicht aufhören. Ruhe machte Magdalena unruhig. Sie brauchte Bewegung, Geräusche, Stimmen, Musik.

Lou war zwar gedanklich überwiegend in den Bergen, aber sie wusste eine ganze Menge über ihre Tochter. Am Samstag, als fast die komplette polnische Gemeinde nach der Messe zu uns gekommen war, Bandoneon, ein Weinfass,

gefüllt mit Roggen-Destillat und einige Flaschen ‚Starka‘ im Gepäck, hatte Lou gesagt: ‚Großartig! Das Kind wird gleich schlafen!‘, sich Eugeniusz, den Pfarrer, geschnappt und mit ihm unter den süßlich riechenden Windeln Mazurka getanzt, als wäre es das letzte Mal in ihrem Leben und Magdalena schlief in diesem Geräuschgewitter selig ein. Als es einige Stunden später, bei der Versiegelung des Fasses, still wurde, wachte sie auf und schrie entrüstet, als habe jemand das Fass, das noch nicht einmal vergraben war, vor ihrer Hochzeit geöffnet. Alle lachten, es wurde geklatscht, jemand stimmte ein Lied an und in kürzester Zeit fand Magdalena wieder in den Schlaf.

‚Ich hätte gern ein Gewächshaus,‘ sagte ich zu Magdalena, ‚so eines wie Madame Ga, weißt du?‘ Ich wickelte sie und betrachtete die drei ellipsenförmigen Male auf ihrer Hüfte, ‚Es gibt dort einen Teich, auf dem schwimmen Blätter, die haben die Form deiner Leberflecke. Lotusblätter. Sie müssten ‚Magdalenablätter‘ heißen, sagt Ga. Ich hab ihr von dir erzählt. Ich nehm‘ dich mit, wenn du ein kleines bisschen größer bist und stelle sie dir vor. Wenn ich sie wäre, ich würde in den Glashäusern leben. Man kann nämlich den Himmel sehen durch die gläsernen Dächer und Wände und ganz sicher auch Sterne und gleichzeitig die Pflanzen beobachten, wie sie wachsen, schlafen, miteinander reden. Ja, sie reden, eine andere Sprache als wir, aber sie reden. Ich bin mir sicher, du kannst sie auch hören. Sie sind unglaublich schlau. Ga hat mir gezeigt, wie schlau. Es gibt Pflanzen, die klettern, jeden Tag sichtbar ein paar Zentimeter, wahnsinnig schnell. Das würde dir gefallen. Ich pflanze einen Baumsamen für dich. Der Baum wird in den Himmel wachsen, das hat Ga versprochen. In dem Himmel! Stell dir das mal vor. Er wird mit seinen Blättern die Wolken berühren! Sie sammelt die seltensten Samen der Welt. Sie hat auch Schildkröten, eine ganze Familie. Sie sagt nicht Schildkröten, sie sagt ‚Weisheiten‘. Manchmal, es kommt nicht häufig vor, legt das kluge Muttertier Eier.‘ Magdalena strampelte wild mit den Beinen und bewegte die Arme. ‚Du siehst aus wie eine auf dem Rücken liegende Weisheit,‘ lachte ich und hob sie aus der Schale.

Unten waren Stimmen. Ich hörte Lous' und eine Kinderstimme.

„Ressischörin?“ fragte die Kinderstimme. Mir blieb fast das Herz stehen als ich näher kam und durch die halb geöffnete Tür sah: Irene Fürst, mit baumelnden Beinen an unserem Küchentisch. Sie saß mit dem Rücken zu mir und trank ein Glas Milch.

„So ähnlich,“ Lous Stimme klang freundlich aber nicht ganz bei der Sache.

„Und was machst du da?“

„Filme.“

„So mit Hunden und Kindern auch?“

„Du meinst sicherlich Lassie?“ Ein Lächeln leuchtete in Lous Stimme, „nein, so etwas nicht. Ich mache Filme für Erwachsene. Manchmal kommen aber auch Hunde und Kinder darin vor.“

„Und wo ist jetzt der Feliks?“

„In der Schule, schätze ich.“ Das Klicken ihres Feuerzeugdeckels, der Geruch von brennendem Tabak erreichten mich.

Irene lachte sich halb tot. Es war ein herausgepresstes Lachen, das selbst beim Sprechen nicht aufhörte, es schwang wie eine zweite Stimme mit und gab allem Gesagten den Anstrich fürchterlich amüsant zu sein. „Nee, ich bin ihm doch hinterhergelaufen, den ganzen Weg vom Bus bis hierher. Ganz schön weit, Mannomann. Hab ja gesehen, dass er reingegangen ist. Der muss hier doch irgendwo sein!“ Sie reckte den Hals wie ein neugieriges Huhn, ich fürchtete, dass sie einen ähnlichen Rundumblick hatte und ging einige Schritte zurück in den Flur. Sie war mir den ganzen Weg von der Bushaltestelle bis hierher gefolgt! Vielleicht konnte sie mich sogar riechen, ich verbarg mich noch tiefer in der Dunkelheit. Das fürchterliche Gefühl, ihr ausgeliefert zu sein, stellte sich sofort wieder ein, eine komplette Schockfrostung. Einzig Magdalenas Körper an meinem gab mir in diesem Moment Halt.

„Dann ist er ganz sicher bei Magdalena,“ überlegte Lou laut, „das ist immer sein erster Weg.“

„Das Baby? Mama hat mir davon erzählt. Feliks erzählt ja nichts, gar nichts!“

Lou stieß mit einem amüsierten Laut Rauch aus.

„Kann ich es mal sehen?!“

Sie tickte wohl nicht richtig! Was fiel ihr ein?

„Willst du nicht zuerst austrinken?“ Für mich war Lou nicht sichtbar. Sie stand bestimmt auf Zehenspitzen und barfuß am Küchentresen, halb mit dem Hintern auf der Platte, Zigarette in der Hand, einen Kaffee neben sich und hatte keine Lust nach oben zu gehen.

Irene kippte das Glas in einem Zug hinunter.

„Jetzt?“

Ich hörte Lou in langem Atem Rauch ausstoßen, dann den Aschenbecher über den Küchentresen schieben. Ihre Schritte gingen durchs Wohnzimmer zum großen Treppenhaus hinüber. Um keinen Preis wollte ich Irene begegnen. Es war schon fürchterlich genug, dass sie mit ihrer Anwesenheit bei uns einbrach, unsere heilige Vierfältigkeit, wie Adam manchmal im Scherz sagte, entweihte. Sie war zu weit gegangen, wie im Bus vor einigen Monaten, kurz bevor ich plötzlich ihren Hals in der Hand gehalten hatte. Ich spürte, dass ich, auch diesmal, nicht weit davon entfernt war, etwas absolut Unüberlegtes zu tun, um ihr zu sagen, dass es reichte. Irene hatte zwar nur gelacht und den Busfahrer beruhigt, als er rechts rangefahren war und mich anschrie, ich solle sofort loslassen, ob ich das Mädchen umbringen wolle? Doch ich war selbst erschrocken gewesen, über die Kraft, mit der ich zgedrückt hatte, ich glaube, ich hätte sie tatsächlich töten können.

Soweit ich die Situation gerade übersah, war es unmöglich, Lou noch davon abzuhalten, Irene das Baby zu zeigen, ich konnte ihnen nur möglichst weit aus dem Weg gehen. Ich nahm die kleine Wendeltreppe hinter der Küche, sie führte direkt zum Bügelraum und von dort durch eine Verbindungstür in Magdalenas Zimmer. Ich legte sie vorsichtig in ihr Bettchen. Schritte und Stimmen kamen vom Treppenhaus näher und sie begann fürchterlich zu schreien. Ich fühlte mich wie ein Verräter, als ich mich leise aus dem Staub machte.

Madame Ga's Gewächshäuser waren ein Ort nicht von dieser Welt. Die Tür zu

öffnen war für mich jedes Mal ein Moment, der mich vor Glück ein bisschen zittern ließ. Es war der Geruch von Flechten, von durchweichem Holz und warmer Erde, es waren die unterschiedlichsten Düfte exotischer Blüten, Hölzer und Blätter, es war auch ihre Symmetrie, das Wachsen überall, das Chaos, die feuchte, aufgeheizte Luft, die sich wie eine zweite Haut auf meine legte. Und das unglaubliche Grün. Wie konnte es sein, dass mich diese zahllosen Schattierungen einer Farbe in derart euphorische Stimmung versetzten?

Wie lange war ich nicht hier gewesen? Wahrscheinlich seit Magdalenas Geburt. Ich hatte keine Ahnung wie spät es gerade war, spürte nur eine fürchterliche innere Aufregung und den Drang, diese Luft hinter der Glasscheibe zu atmen, mich von allem was darin wuchs überwuchern zu lassen. Einen kurzen Moment befiel mich Furcht, sie könne abgeschlossen haben, der Riegel eingerastet sein, die Tür bewegte sich nicht. Sie war der einzige ungesicherte Zugang zu Madame Gas' Haus, eigentlich ihr Notausgang. Von hier waren es nur wenige Schritte bis zum Wald. Es sei gut möglich, dass sie plötzlich auf inoffiziellm Weg das Haus verlassen musste, hatte sie mir bei meinem ersten Besuch offenbart, dass man immer bereit sein müsse zu gehen, und mir einen gepackten Koffer unter der Garderobe gezeigt.

Ein einziges Mal nur war ich die Auffahrt zum Haupteingang heraufgekommen. Ich erinnere mich, wie Madame Ga trotz einer milden Stimmung verärgert gewesen war, damals, und auf gewisse Weise aufgelöst, weil ich nicht auf die Zeit geachtet hatte. Ihre Beine waren noch sichtbar dick, einzelne Strähnen hingen aus der sonst so wohl geordneten Dachrinnenfrisur. Sie bat mich, während sie einzelne Haarnadeln nachsteckte, nächstes Mal früher zu kommen, manche Heiligen seien seit über zweitausend Jahren unterwegs und daher kein D-Zug, sie müssten in aller Ruhe das Haus verlassen dürfen. Sonst würden sie sie womöglich nicht mehr besuchen.

Ich zog und rüttelte an der Klinke, plötzlich ging die kleine Tür auf, ganz leichtgängig, wie von Geisterhand gedrückt. Ich trat ein und holte tief Luft.

Otto lief geradewegs an mir vorbei in die Orangerie. Sie lag ganz am Ende des

Glashauses, eine Art Durchgang zum Wohnhaus. Zitronenbäume fächerten, mit ihren dunkel glänzenden Blättern, einen schattigen Schirm, unter dem die Weisheiten in einem Becken badeten oder auf weißem Sand flanierten. Madame Ga verbrachte hier den Großteil des Tages mit dem Studium von Botanik-Büchern und anderer Fachliteratur. Ottos Auftauchen war für sie wahrscheinlich ein Signal, aufzustehen und mir entgegenzukommen. Irgendwann stand sie immer vor mir.

Ich hatte mich beruhigt. Auf *Dicksonia antarctica* ausgestreckt, (einem samtweichen, dicken Moos), sah ich als erstes die geschwollenen Knöchel unter ihren matschbraunen Strümpfen. Mir blieb also nicht viel Zeit.

„Der Baum ...“, ich hoffte, sie hatte es nicht vergessen.

„Eine Zeder musst du ihr pflanzen, Felek, ich hab lang drüber nachgedacht.“

„Eine Zeder?“ Ich richtete mich auf. Sie hatte mir beigebracht, dass alle Lebewesen zu einer Familie gehörten und einen Vor- und Nachnamen hatten. Ich war ganz vernarrt in diese Namen, die klangen wie Schlüssel zu Mysterien. Ich vergaß keinen.

„Du kommst spät, Bub. Du wirst nicht lange bleiben können, heute. Komm.“ Sie winkte mich heran, stützte sich in einer steifen Geste leicht auf meine Schulter. Wir gingen in Richtung Orangerie. „Die Libanonzeder. Etwas ganz Besonderes wolltest du. Und das ist sie.“ Sie blieb stehen, senkte bedeutungsvoll die Lider. „*Cedrus libani* kann bis zu tausend Jahre alt werden. Tausend Jahre!“ Sie sah mich an, riss die Augen zum Mitstaunen auf. „Zwei Zedernleben und wir sind bei Christi Geburt!“

„Magdalenas Geburt,“ sagte ich, „es ist zu ihrer Geburt.“

„Ja, natürlich!“, sie ging langsam weiter, berührte prüfend ihre Frisur, „Magdalena. Biblisch. Wie die Zeder, auch sie wird in der Bibel erwähnt. Sie gehört zur Familie der Pinaceae, der Kieferngewächse, wird sehr groß und niemals die Nadeln verlieren. Du darfst sie nicht direkt neben das Haus pflanzen, hörst du? Raum braucht sie. Viel Raum. Sie ist stark und trotzig. Lehnt sich gegen Wind, stemmt sich gegen Sturm, Feuer kann ihr nichts anhaben. Unverletzbar, wunderschön! Maler haben sich in Zedern verliebt ...“

‚Verliebt.‘ Sagte ich beeindruckt, ‚Gut, Cedrus libani.‘

‚Also, dann wollen wir sie holen!‘

Auf diesen Moment hatte ich lange gewartet. Die Samen lagen im Innersten ihres Hauses. Im Futurum. Sie bewahrte dort weit über zehntausend Pflanzensamen für die Nachwelt auf. Ich hatte keine Ahnung, wo es sich befand, wusste nur, dass das Futurum gleichzeitig eine Art Heiligtum war, in dem das vielleicht letzte Samen-Exemplar der ein oder anderen Art lag.

Ich folgte ihr. Sie drückte mit flacher Hand gegen eine unauffällige Holzwand in der Garderobe, die lautlos zur Seite glitt und uns in einen kurzen Gang zu einer Tür mit großem runden Zahlenschloss führte. In der Dunkelheit leuchtete ein rotes Licht. Sie drehte geräuschvoll die Zahlenringe hin und her, fluchte schlimm, weil nichts geschah, wiederholte laut Zahlenfolgen auf polnisch, dann wieder Schimpfworte, auch auf polnisch, dann rasteten die Ringe ein. Das Licht leuchtete jetzt grün, die Tür sprang mit einem metallischen Knacken auf. Es war kühl in dem unerwartet großen, fensterlosen Raum, einer Mischung aus Bibliothek und Mausoleum, das Licht gedämpft. Ich fühlte mich winzig. Von unten bis oben waren in die hohen Holzwände kleine, mit Schildern versehene Schubladen eingelassen. Einzelne waren durch ein Schloss gesichert. Eine treppenartige Leiter auf Rollen stand herum, die sie zielstrebig zur Seite schob. Ganz nah ging sie an die Schubladen heran.

‚Geahnt hab ichs,‘ rief sie, ‚wir haben Glück! Sie ist hier unten‘, öffnete einen Auszug auf Brusthöhe und fischte drei kleine braune Papiertüten heraus, die sie mir überreichte. Auf jeder stand ‚Cedrus libani‘, jedoch ein anderer Ort und ein anderes Datum, auf die sie jetzt tippte: ‚Gefunden in ..., am ... das notierst du, von Anfang an, schon beim Keimen. Damit das Mädchen später weiß, woher ihr Baum kommt. Zuerst aber steckst du sie in ein mit Sand gefülltes Glas und das stellst du für sechs Wochen in den Kühlschrank. Alles andere steht hier.‘

Sie griff noch einmal in die Schublade und überreichte mir einen kleinen mit Schreibmaschine getippten Zettel.

Von weither hörte ich merkwürdige Töne. Sie schien sie nicht zu bemerken.

‚Und weil nicht jeder Samen keimt und nicht jeder Keimling zur Pflanze wird ...‘

„... und nicht jede Pflanze überlebt,“ ergänzte ich, wie sie es mir beigebracht hatte, „sondern nur die Stärksten und ...“

Da war es wieder: Ein bauchiger Zweiklang, ähnlich einem Bahnhofsgong, bevor die Ansage am Gleis ertönt.

„Und?“ Hakete sie nach. Sie hörte offenbar tatsächlich nichts.

„Wie spät ist es?“, fragte ich und sah auf ihre Beine.

Sie sah auf eine Uhr neben der Tür. „Oh Gottogottogott! Ja, ja, richtig, du musst los!“

Ihre Knöchel waren bereits verschwunden. Sie verriegelte flink das Futurum.

Die Gongtöne wurden lauter und erklangen in kürzerer Folge. Jetzt schien sie es auch zu hören. „Die Türglocke,“ etwas ratlos sah sie mich an. Wir eilten nach vorn. „Himmeldonnerwetter, wer wagt es um diese Zeit zu läuten?“, ihre Stimme wurde drohend, die Bewegungen hölzern, als sie jetzt zu einer Pistole neben ihrem Koffer unter der Garderobe griff. Wen oder was sie vor der Tür fürchtete, ich fürchtete es auch, aber ich folgte ihr.

Hinter dem Fenster im Portal hätte ich ihn fast nicht erkannt. Dort stand mein Vater. Seine Hautfarbe hätte neben Ziegenkäse blass ausgesehen. Irgendetwas stimmte nicht. Noch bevor er etwas sagen konnte, herzte und drückte Madame Ga ihn, so weit es ihr ungelenker Rücken und die Pistole in der Hand zuließen.

„Ist Magdalena bei dir?“

Madame Ga tätschelte Adams Arm, „Das Kindchen?“ Sie machte ein bestürztes Gesicht. „Jesuschristus! Wie sollte sie hier sein?“

„Sie ist nicht zuhause.“ Er sah mich an. Ich rannte in die Orangerie, um Otto zu holen. Ich begriff langsam, was mein Vater gesagt hatte. Mich packte die größte Panik meines Lebens. Magdalena konnte nicht weg sein. Und doch war es so.

„Ein Säugling kann nicht einfach so verschwinden! Herrgottnochmal! Irgendjemand muss sie ja irgendwohin getragen haben!“ Adam war außer sich. Otto stand nervös herum und beobachtete uns. Ich lief wie ein Aufziehhauto umher. Ziellos, zwanghaft in Bewegung, von Wand zu Wand, Raum zu Raum,

immer in der Nähe der beiden.

„Nein weggelaufen sein kann sie nicht.“

Keinem war nach Lachen zumute.

„Nochmal von vorn: Sie hat geschrien. Du hast sie gestillt. Oben? Oder hier unten?“

„Eigentlich stille ich sie immer hier un... , nein, du weißt es doch selbst! Sie trinkt, wo ich gerade bin, ich höre sie ja meistens nicht mal, aber ich“ sie schob wie in Trance den Papierstapel vor dem Sofa zur Seite. „Warte, dieses Mädchen von der Tankstelle war vorhin hier. Sie hat im Garten gestanden wie eine kleine Vogelscheuche. Hat sich nicht getraut zu klingeln.“

„Du meinst, das Mädchen ...?“

„Sie wollte zu Feliks, aber ich glaube, das Baby hat sie noch mehr interessiert.“

„Verdammt! Ich ruf beim Schrauberfürst an!“

„Die meisten Mädchen interessieren sich für Babies, Adamek. Ich hab' nur laut gedacht.“

„Feliks!“ Ich hörte den Vorwurf, den er mir nicht machen wollte in seiner Stimme.

„Kannst du dir vorstellen, dass dieses Mädchen Magdalena mitgenommen hat?“

„Ja.“

„Das ist doch absurd!“ Lou drehte sich zu mir um.

„Moment. Wenn er es sich vorstellen kann ... Warum, Felek?“

„Ist doch egal.“ Ich konnte mir bei Irene alles vorstellen. Nicht vorstellbar war, zu sagen, was für eine Angst sie mir einjagte, mit all dem Vorstellbaren.

„Halt! Halt! Wartet! Keine falschen Anschuldigungen! Lasst mich nachdenken. Sie hat eine Milch getrunken, hier unten, dann sind wir hochgegangen. Die Kleine hat fürchterlich geschrien. Ich hab sie gestillt, das Mädchen von der Tankstelle hat zugesehen. Dann ist sie irgendwann gegangen.“

„Bist du sicher, dass sie gegangen ist?“

Lou hob die Schultern. Ihr Körper wirkte kraftlos.

„Wir müssen die Polizei rufen, Lou.“ Die Worte meines Vaters klangen nach dem Schrecklisten. Ich fühlte mich, als ob ich nicht mehr ich war. Kopflos. Die Polizei. Ich sah Magdalena in ihrem Bettchen schreien, die Hände nach mir

ausstrecken und mich selbst – abhauen. Abhauen, aus Furcht vor diesem rot-bejackten Mädchen. Was war ich für eine Riesenmemme!

Beim Schrauberfürst ging keiner ans Telefon. Draußen begann es dunkel zu werden. Adam fuhr mit Lou zur Tankstelle. Danach wollten sie zur Polizei. Im Haus herrschte bleierne Ruhe. Ich ging nach oben, setzte mich neben Magdalenas leere Schale, zog die Tütchen mit den Libanonzeder-Samen aus der Hosentasche und starrte sie an ohne sie zu sehen. Es war unmöglich, es konnte nicht sein. Sie war doch überall! Ich spürte sie, ich hörte sie atmen. Sie war hier!

Ottos Krallen auf dem Gang hallten in der Stille. Klackklackklackklackklack, er stieß die Tür auf und legte die Schnauze mit einem tröstenden Laut auf meine Schulter. Ich zog eines der Mulltücher, die Magdalena ständig umgaben, aus ihrem Bett, drückte es an mein Gesicht.

„Ich bin ein beschissener Feigling. Egal was passiert, das versprech’ ich,“ meine Stimme brach, „ich werde von jetzt an immer auf dich aufpassen!“ Tränen flossen. Ich roch ihren Milchatem im dünnen Stoff. „Komm zurück,“ flüsterte ich, „bitte!“

Ich sah auf. Ottos Jaulen war mehr ein Klagen. Er stand vor der Kommode, kratzte ungelentk am Holz. Und als ich die Schublade aufzog lag da Magdalena, blinzelnd.

Die Lichter des Taxis kamen wie leuchtende Augen eines Unterseeboots durch die blaue Morgendämmerung geschwommen. Kies knirschte unter den Reifen. Hier und dort sprang ein Stein zur Seite und mit einem flüsternden Satz ins Gras. Es fuhr langsam, schien jedes Geräusch, jeden Meter auszukosten.

Wir standen etwas verloren vor dem Haus, Adam, Magda auf dem Arm, Otto und ich. Die Luft war morgenfeucht und kühl. Eine seelenleere Mondsichel baumelte am wässrig hellen Himmel. So warteten wir auf Lou. Jedem ihrer Schritte im Haus lauschend standen wir dort und beobachteten die auf uns zusteuenden Lichtkegel.

Das Ungewisse, das Nichtwissen über das, was genau passiert war, verbarg sich wie ein übler Geruch im Haus, den jeder von uns aufspüren wollte, aber keiner orten konnte. Ich glaube, das verstörte uns am meisten. Wir hatten gewusst, dass sie irgendwann aufbrechen würde, sie hatte es gesagt. Doch unsere malerisch schöne, familiäre Gefühlslandschaft hatte Beständigkeit vorgegaukelt. Wir waren darin herumspaziert, als hätte jemand für die Ewigkeit Schönwetter vorhergesagt. Und jetzt prasselte die Wirklichkeit auf uns herab, wie eine schießkalte Dusche. Da standen wir in aller Herrgottsfrühe, um Lou, zwei Monate früher als geplant, zu ihrer nächsten Drehreise zu verabschieden. Wie noch traumverloren im warmen Bett zu liegen und plötzlich kommt jemand und reißt dir die Decke weg. Zack. So fühlte es sich an.

Argwöhnischer als froh, machte mich außerdem die Tatsache, dass Irene nach dem Vorfall meine Nähe mied. Im Bus konnte ich in Ruhe alleine sitzen, sie sah beim Ein- und Aussteigen nur aus dem Augenwinkel, wenn überhaupt, zu mir. Ich verdächtigte sie deshalb besonders, die Finger im Spiel gehabt zu haben. Eine Menge Bilder jonglierte ich in meinem Kopf. Und jedes stoppte jäh vor der Frage: Warum? Warum würde eine Zweitklässlerin einen hilflosen Säugling in die Schublade einer Kommode stecken? Ich fand keine befriedigende Antwort, außer dass sie völlig bekloppt war. Für mich stand das sowieso außer Frage.

Doch jetzt war sie womöglich auch noch gefährlich.

Und sie war eine Plappertasche.

Im Salon Ursula, den Irenes Mutter Rachel zweimal wöchentlich aufsuchte, um, wie der Schrauberfürst gern prahlte, ihre Schönheit unterstreichen zu lassen, wurden in den folgenden Tagen haarsträubende Theorien vom verlorenen Säugling ausgetauscht. Niemandem außer mir schien aufzufallen, dass sie von beunruhigender Ortskenntnis zeugten. Irene hatte von ihrem Besuch bei uns herumerzählt. Wenn sie nicht Täterin war, leistete sie immerhin einen entscheidenden Beitrag zu den Gerüchten, die wie die neuen Frisuren ihrer Urheberinnen, um Aufmerksamkeit heischend, weit über das Tal hinaus bis in den kleinen Kurort hinein getragen wurden. Viele kursierten noch lange. Und einige spazierten nach und nach mit verdauungsgeplagten Dackeln und arthritischen Schäferhunden in Adams Praxis. Abends landete das ein oder andere an unserem Tisch. Keines sprach für Lou, eine Mutter, der ein Säugling abhanden gekommen war!

„Alles im Ammoniakdunst, in der Hitze von Trockenhauben geboren!“, versuchte mein Vater die phantastischen Unverschämtheiten herunterzuspielen, wenn ich in großer Sorge zu Lou hinüber sah.

Lou wäre nicht Lou, wenn ihr das Gerede viel ausgemacht hätte. Sie lachte. Vielleicht ein bisschen lauter als es für sie erheiternd sein konnte. Sie war verunsichert, denke ich. Nicht durch das Gerede, sondern durch den ihr bewussten, eigenen Mangel an Alltagstauglichkeit, mit dem sie und wir bisher gut zurechtgekommen waren. Jetzt quälte sie sich mit dem Gedanken, nicht mit allen Sinnen bei ihrem Kind gewesen zu sein. Ständig sprach sie darüber. Und nach eingängiger Überlegung war sie überzeugt, und nicht mehr davon abzubringen, ihre Tochter nach dem Stillen in die offene Kommode gelegt und diese dann geistesabwesend zugeschoben zu haben. Als Adam begriff, dass es unmöglich war, ihr diesen Gedanken auszureden, bat er, ihre fürchterliche Version des Unglücks für sich zu behalten und nahm ihr das Versprechen ab, Magdalena niemals daran teilhaben zu lassen.

Er versuchte Lou abzulenken, vielleicht in der Hoffnung, dass sie vergessen

könnte. Er dichtete, er küsste ihren Nacken, ich glaube, er sehnte sich, mehr noch als ich, nach der Leichtigkeit zurück, die unser Zusammenleben anfänglich fast überirdisch hatte erscheinen lassen. Doch der Gedanke, das kleine Mädchen fast umgebracht zu haben, zerfraß die Kleinstpartikel ihres mütterlichen Selbstvertrauens und zerstörte die wunderbare Balance, in der wir kurz und wie verzaubert gelebt hatten.

Lous Milch versiegte. Es war, als würden nach und nach, all ihre Kanäle zu dem kleinen Mädchen gekappt. Jede von Lous´ Gesten in Magdalenas Nähe wirkte gebremst, als hielte sie eine unsichtbare Hand, als fürchte sie, das Kind zu verletzen und zuletzt, als fürchte sie sich vor dem Kind.

Magdalena indessen, war auf eine sonderbare Art durch die Zeit gesprungen. Sie war nicht viel gewachsen, steckte immer noch in diesem zerbrechlich wirkenden Körper, den Adam und ich in seiner Einzigartigkeit bestaunten. Wir waren hingerissen von der Anmut, die wir in ihrer Winzigkeit fanden, von ihrer Vollkommenheit! In ihrem bisher hilflos kurzsichtigen Blick war seit ihrem Wiederauffinden etwas, wie ein Sehen, ein tiefes Sehen und ein damit verbundenes Davontreiben. Es geschah nur, wenn sie ihre kleine Hand um meinen Finger schloss, vielleicht brauchte sie einen Anker. Ihre Augen hakten dann, wie ihre Finger, an etwas fest, sie lächelte kurz, wie in Gedanken und wehte davon, einfach so, als würde nur noch ihr Körper neben mir sitzen. Vielleicht irrte ich mich auch. Aber viel, viel später gab es ähnliche Momente und ich habe mich oft gefragt, frage mich heute noch, ob dieses Davonwehen, damals in der Kommodenschublade begonnen hat.

Auffällig war für uns alle, dass sie nicht mehr schrie. Sie gab Laute von sich, leise gesprochene Laute, die wir nicht kannten und doch verstanden, weil sie voller Eindringlichkeit waren, als hätte sie in einem fernen Land eine uns unbekannte Sprache gelernt. Es war fast ein bisschen unheimlich.

Enttäuscht, blass und erschöpft, eine Besiegte, die nach langem Kampf aufgegeben hat, so trat Lou jetzt vor die Tür. Lou, die Regisseurin. Obwohl, in

diesem Moment, war sie noch nicht einmal die.

Das Taxi hielt unterhalb der Eingangsstufen. Der Motor lief, mit rauer, lockender Stimme. In drei Stunden würde ihr Flieger nach Wien gehen. Lou küsste meinen Vater. Sie wechselten einige Sätze, dann legte sie für einen Moment die Schläfe auf seine Schulter, atmete tief, bevor sie ihren Arm auch um Magdalena schlang, die sie aus großen ernsten Augen ansah. ‚Tut mir leid, Kleinstes,‘ hörte ich sie sagen, während ihre Lippen vorsichtig die Stirn des Babies streiften, ‚ich hab’ mein Bestes gegeben, ... liebe dich.‘

Sie beugte sich ein wenig zu mir herab: ‚Ich verschwinde, Felus, ich verschwinde, bevor ich noch mehr Unheil anrichte,‘ in ihren Augenwinkeln lag trauriger Glanz, ‚Du wirst besser auf sie achtgeben als ich. Das weiß ich‘.

Ich wollte antworten, schüttelte aber nur den Kopf in aufsteigender Verzweiflung, was sie nicht sah, weil sie bereits die Treppe hinunterging. Sie warf ihre Reisetasche in den offen stehenden Kofferraum, stieg ins Taxi und drehte sich nicht mehr zu uns um.

Nichts war für immer. Je kleiner die Rücklichter des Taxis wurden, desto größer wurde mir diese Gewissheit.

Die Samen der Libanonzeder begannen zu keimen. Das Leben bahnte sich seinen Weg. Dennoch schien die Zeit nach Lous Abreise zuerst still zu stehen. Mein Vater wirkte gefangen, gefangen im Trennungsschmerz, gefangen im Warten auf Lous' Rückkehr, deren Zeitpunkt sie lediglich vage umrissen hatte. Wir kannten Schwermut im Haus. Ich hatte gehofft, wir hätten sie fallen gelassen wie trockene Blätter. Mitnichten.

Adams Zustand stürzte ihn in den Abgrund eines tiefen Schweigens. Wie Betonstaub legte sich die Stille auf unser Leben. Mit jedem Tag schien mein Vater starrer und gleichzeitig mehr vom Wunsch beseelt, sich nichts anmerken zu lassen. Aber es war offensichtlich. Jede seiner Bewegungen wurde merkwürdig sinnlos, selbst wenn er nur die Füße hob, einen Schritt vor den anderen setzte, wirkte er verzweifelt, hirnlos, käferartig. Es war mir absolut unmöglich, Magdalena allein zu lassen, nach allem was passiert war. Er hielt sich regelrecht an ihr fest, als sei sie eine Art lebenserhaltende Batterie. Ich war über zehn Tage nicht zur Schule gegangen. Adam hatte es ebenso wenig bemerkt, wie das morgendliche Läuten des Telefons in der Diele.

„Hallo?“ Ich kannte die Stimme der Schulsekretärin inzwischen gut. Sie meine wahrscheinlich auch.

„Nur der *kleine* Prokowsky hier,“ tröstete ich sie, „Mein Vater ist drüben in der Praxis, bei einer Notgeburt ... Hund.“

Ich hatte auch schon einen Beinbruch, eine gequetschte Pfote, Bisswunden und Hausbesuche angeführt, während Adam mit Magdalena auf dem Sofa saß oder auf der Veranda stand und bei geschlossenem Fenster kaum hörbar melancholische Melodien summt.

„Bin leider immer noch krank.“

An mutigen Tagen fragte ich mit schwacher Stimme, ob ich aufstehen und meinen Vater ans Telefon holen sollte.

„Nein, nein, er soll nur rechtzeitig vor Unterrichtsbeginn anrufen.“ Sie war

mittlerweile hörbar genervt.

„Es kann noch ein paar Tage dauern bis die Krankheit vorbei ist. Sie ist ansteckend, meint mein Vater.“ Ich hüstelte.

„Wir machen uns Sorgen, wenn ein Kind nicht erscheint, weißt du ... auch wenn bald Sommerferien sind ...“

„Ich sag's ihm.“, versprach ich und legte leise auf.

Ich sagte nichts. Schon seit Tagen.

Wir frühstückten an diesem Morgen in bedrückter Stimmung und ich fragte mich, ob dieses schmerzhaftes Schweigen, schwächere Wesen als mich, Wesen, wie Pflanzen in Töpfen beispielsweise, zu töten imstande war.

Da sagte Magdalena etwas. Es war ein sehr schnell gesprochener, langer, exotisch klingender Satz, der klang, wie eine außerirdische Regieanweisung. Wir wandten verwundert die Köpfe. Wie sie da in ihrem Sitz saß und uns über die Tischplatte hinweg herausfordernd ansah! Ein tiefes Lachen brach erst aus Adam, dann stimmte ich mit ein und wir lachten, wie lange nicht mehr und Magdalena bewegte freudig die Arme und schenkte uns ein verzücktes Mundwinkelzucken.

„Wir haben ganz vergessen zu leben, Felus,“ sagte Adam, Spuren des heftigen Lachens noch um die Augen, „was für eine furchtbare Stimmung!“

Er fuhr sich mit beiden Händen durchs Gesicht und dann das Haar, es stand in alle Richtungen in die Höhe. Er sah ein bisschen verrückt aus, als er jetzt aufstand, Magdalena ausgiebig und flächendeckend küsste und als er damit fertig war, begann die Aschenbecher, die seit Lous' Abreise noch immer, wie Reliquien, im Erdgeschoss herumgestanden hatten, zu leeren. Er packte die unzähligen Manuskriptseiten auf einen Stapel, sammelte die überall verteilten Stifte in einem Becher und schüttelte Kissen und Polster in sämtlichen Nischen auf, die wir Tag für Tag angestarrt hatten wie Gespenster.

„In die Schule mit dir!“

„Was???“

„In die Schule!!!!“

„Heute?“

„Jetzt!“

„Und Magdalena?“

„Sie kommt mit in die Praxis.“

Gern hätte ich gesagt, dass das nicht ging, dass ich auf Magdalena aufpassen musste, dass ein Baby nicht in eine Tierarztpraxis gehörte, aber das war natürlich Blödsinn. Auch ich hatte die Kastrierungen, Impfungen, Zahnextraktionen und Blutabnahmen viele Jahre lang verkraftet, wahrscheinlich besser als den Unterricht zu dem Adam mich jetzt schickte.

„Wenn ihr ein Tier wärt - Kinder!!!“ rief sie, als wollte sie uns wecken, „welches Tier wärt ihr?“

Luigi di Ronco, den man nach Weihnachten neben mich gesetzt hatte, in der Hoffnung, meine Lethargie würde dämpfend auf sein quecksilbriges Temperament wirken, schrie „Fuchs“ in den Klassenraum. Eine Gelächterwelle schallte über mich hinweg. Er war zwar fürchterlich anstrengend, hatte aber einen beneidenswerten Humor. Als einziger Rothaariger in seiner italienischen Familie - und in der Klasse - ließ er keine Gelegenheit aus, Witze auf eigene Kosten zu reißen.

Frau Bagatelles Frage hatte einen Riesenumult ausgelöst. Sie stand mit dem Rücken zur Tafel und schien sich über die Resonanz zu freuen. Ich sehnte mich zurück in Magdalenas Nähe.

Kraft Karlmann von Korn, wegen seiner Winzigkeit von den anderen Körnchen genannt, machte Raubtierlaute, konnte jedoch auf die Frage, was er denn sei, nicht entscheiden, ob Löwe, Tiger oder Panther. Er brüllte einfach weiter und steckte die anderen an. Die Mädchen wieherten einhellig, jemand grunzte.

Wenn es mir zu laut wurde und viele Dinge zeitgleich geschahen, bildete sich in meinen Gehörgängen eine watteartige Zone, nur dumpf drangen noch Geräusche zu mir und meinen Körper befiel ein Phlegma, das schnell als Desinteresse aufgenommen werden konnte, aber nichts anderes war, als ein Sicherheitsabstand zu einer unüberschaubaren Situation.

„Was ist?“, Hörte ich die Lehrerin fragen, sie klopfte wahrscheinlich zum wiederholten Mal direkt vor mir auf den Tisch. Ich hob den Kopf, sie wirkte ungeduldig. „Gefällt dir die Frage nicht?“

Ich reagierte nicht sofort. Luigi stieß mich in die Seite.

„Doch, ...“ bemühte ich mich hervorzubringen, „doch, schon ...“

Obwohl, sie gefiel mir nicht. Je mehr ich über sie nachdachte, desto weniger. Welchem Tier sollte ich mich verwandt fühlen? Außer Otto mochte ich keine Tiere. Und selbst die Nähe zu Otto, obwohl er mein wahrscheinlich engster Freund war, ließ mich nicht als Wolfshund fühlen. Ich gab mir Mühe, nachdenklich zu wirken, in meinem Innersten jedoch spürte ich kein Tier sondern Panik.

„Er ist ein Polenbär!“ rief Körnchen, der mich nie direkt ansprach und stets lauter als nötig, „der Pole“ nannte. Ich hatte nichts dagegen so genannt zu werden. Wir waren aus Polen gekommen, auch wenn Adam darauf beharrte, dass wir Deutsche waren. Deutsche Polen oder polnische Deutsche, mir war das völlig egal. Wir waren hier, das zählte.

„Polarbär, wenn schon ...“, korrigierte Luigi und legte mir freundschaftlich die Hand auf die Schulter. Wieder wurde laut gelacht.

„Aber er kommt aus Polen!“, besserwisserte Conni Schneider, die Anführerin der wiehernden Mädchen.

„Aus Po-Land, Schlauschnepfe“, kicherte jemand von hinten. Es wurde aus allen Richtungen wiederholt. Po-Land, Popo-Land ... ich hörte es wohl, doch es kam nirgendwo bei mir an.

Frau Bagatelle klatschte in die Hände. Disziplinarisches Klatschen.

„Darum geht es ja heute auch: Woher kommt ihr und als was, als wer fühlt ihr euch? Es ist eine Aufgabe, die eine Antwort auf die Frage sucht: Wer bin ich. Am Ende werdet ihr mehr über euch selbst wissen.“ Wieder brach Tumult aus.

„Schschschschsch.“ Sie ging ermahmend durch die Reihen und reichte uns ihre gelblichen, leicht feuchten Blätter, die sie gewöhnlich vor der Stunde im Nebenraum des Lehrerzimmers vorbereitete und die wir uns jedes Mal, wenn sie verteilt wurden, als erstes unter die Nasen hielten. Ein leicht stechender

alkoholischer Geruch verursachte sanften Taumel, er machte sogar auf sonderbare Weise satt. Erst nach dem Einatmen sahen wir uns die Kopien an.

Sie hatte die Kontur eines Ritterschildes über die fast gesamte Seite gemalt.

Wir erfuhren dann allerhand über Waffen, Schilder und Wappen. Wir sollten uns Gedanken über unsere Familie, unsere Herkunft, unsere eigene Kraft und Stärke und darüber machen, wie wir uns sahen und gesehen werden wollten. Körnchen bemerkte, er habe schon ein Wappen.

„Wie sieht es aus?“ wollte Frau Bagatelle wissen.

Er zog ein weißes, ordentlich gefaltetes Stoff-Taschentuch aus der Hose.

„Hey, das ist meins,“ rief Luigi indem er einen Satz auf ihn zumachte und es ihm entriss, „das kommt von unseren Mehlsäcken aus der Backstube!“ Riesengegröhl.

Er wedelte wie wild damit herum, Körnchen bekam es von seinem Platz aus aber nicht zu fassen. Alle konnten sehen: Es war kein Raubtier eingestickt sondern eine Ähre.

„Fühlt eure Familie sich wien' Korn?“ Der kurzsichtige Roger hatte sich grinsend von der erste Reihe nach hinten gedreht.

„Oder wien Sack Mehl?“

Körnchen warf vor Aufregung ohne Unterlass seinen Scheitelschopf zur Seite und schielte zu Tanja Aacher hinüber, dem Mädchen über das ich bei der Einschulung Körnchens Vater hatte sagen hören, es sei eine Naturschönheit, er solle sich an sie halten. Sie war sehr blass und ihr blondes Haar sehr dünn. Und Körnchen hielt sich tatsächlich an sie. Zumindest mit den Augen.

„Ich hab' von meinem Großvater auch noch ein Schwert, mit Ritterhelm und springendem Pferd im Wappen!“, krächzte er.

Frau Bagatelle nahm das Tuch wortlos an sich. Luigi lachte übermütig und reckte mit einer traurig-komischen Grimasse die leere Hand in die Höhe.

„Zeig dein Schwert!“ traute sich noch jemand zu rufen, während die Lehrerin das Stoffstück an seinen Besitzer zurückreichte. Das sei ja nur ein Beispiel, für ein bestehendes Wappen, versuchte sie den neu aufkeimenden Lärm unter Kontrolle zu bringen. Wir sollten jetzt unser eigenes Tier in das noch leere

Wappen malen.

„Malst du einen Bär?“ Luigi schaute mir über den Arm.

Ich malte erst einmal nichts. Luigi zeichnete tatsächlich etwas, das aussah wie ein Fuchs. Conni Schneider malte etwas, das aussah wie ein Einhorn auf dem Einrad, „Wunderbar!“, frohlockte Frau Bagatelle, „genau verstanden!“ Connis Eltern hatten einen großen Fahrradladen am Ortsausgang. Roger malte einen Vogel, der eine Nachtigall sein sollte und in einer Wolke aus Noten saß. Er sang bei den Sängerknaben. Und Körnchen blieb bei seinem Raubtier und zeichnete ihm Streifen.

Ich dachte und dachte und dachte. Um mich herum tanzten Buntstifte und Filzschreiber über die Zettel. Als ich aufhörte zu denken, malte ich ein Blatt. Es war das Blatt einer Lotusblüte, Nelumbonaceae. Für die anderen war es nur ein Blatt.

Wie sonst, stieg ich an der Haltestelle Langbachtal hinten aus dem Bus und wechselte sofort die Straßenseite. Auf Höhe der Tankstelle sah ich Irene kurz stehenbleiben. Sie drehte sich nach mir um. Ich tat, als bemerke ich sie nicht und ging ein Stück weiter als nötig und hinter der Werkstatt über das Feld, um nicht auch noch ihrem Vater ins Blickfeld zu geraten. Erst, als ich an der Scheune den Fuß auf die Landstraße setzte, die zu uns ins Tal führt, atmete ich auf. Fast im selben Moment sprang sie, direkt mir gegenüber, aus dem Graben. Eine Horde Spatzen stieb, wild durcheinanderzitschernd, in die Luft. Ich war völlig hilflos. Irene hielt etwas Weißes im Arm. Es sah aus wie ein kleines, aufgerissenes Kissen.

„Ich hab’ jetzt auch einen“, schien sie fast zu singen.

„?“

Zwei dunkle Augen stachen zwischen all dem Weiß hervor.

„Irene!!“ Der Schrauberfürst tauchte mit einer riesigen Rohrzange vor der Werkstatt auf. Ich deutete wortlos in seine Richtung.

Irene ignorierte meine Geste, holte mich ein und präsentierte mir das kleine

wuschelige Ding wie einen besonderen Stoff. ‚Fass an,‘ drängte sie, ‚ganz weiches Fell.‘

Ich sah zu, dass ich an ihr und dem was wie ein Hund aussah vorbeikam, ohne auch nur einen Funken von Interesse zu zeigen.

Der Schrauberfürst näherte sich.

‚Bin gleich da!‘, schrie sie über die Schulter.

‚Fräulein, wir hatten eine Abmachung!‘ Drohend tanzte das Werkzeug in seiner Hand.

Irene nahm den Hund unter den Arm und sah mich provozierend an.

‚Ist ja gut, dass ihr deine Schwester doch noch gefunden habt.‘ Flüsterte sie.

Ich blieb stehen.

‚Verrückt, wenn man nicht mehr weiß, wo man ´son Baby hingelegt hat ...‘

‚Was soll das heißen?‘

Sie hob das Kinn und sah mich aus dem Augenwinkel abschätzend an.

‚Warst du etwa dabei?‘

‚Klar, ich kann dir erzählen was passiert ist.‘

‚Was? Sag ...‘

‚Nee, ich will erst deinen Beweis sehen.‘

‚Welchen Beweis?‘

‚Dass du fünfzig bist ...‘

‚... gleich setzt’s was!!!‘ Des Schrauberfürsts Stimme war gefährlich nah.

‚Muss jetzt los,‘ sagte sie schnell und trabte mit dem knopfäugig glotzenden Knäuel unter dem Arm zur Tankstelle zurück.

Der Karmann Ghia stand zwischen Haus und Praxisgebäude wie ein Garant für Louises Wiederkehr. Wenn Adam über den Hof ging strich er mit der Hand über die rot glänzenden Kotflügel. Im Sommer würde sie das Dach zurückklappen und mit uns die Schwarzwaldhochstraße hinauffahren, hatte sie gesagt. Jetzt war es Sommer und ich fragte mich, welchen Sommer sie gemeint hatte. Ich stellte mir oft vor, wie sie das Verdeck öffnete und wir in den Himmel sahen während sie fuhr.

In unregelmäßigen Abständen und zu den unterschiedlichsten Zeiten rief sie an. Ihrer Stimme nach zu urteilen hatte sie wieder zu der lebendigen, lebenshungrigen Art gefunden, die wir von ihr kannten, die wir so sehr liebten und vermissten. Ich hörte, wie sie an ihrer Zigarette zog, wild und ungestüm, wie sie Scherze machte, ihr ausgelassenes Lachen lachte. Sie erkundigte sich immer nach Magdalena, wollte genau wissen, was sie neues konnte, wie sie sich verändert hatte, wir mussten jede Kleinigkeit detailgenau schildern. Ihre Stimme war voller Begeisterung und Freude, nur eines fehlte darin: Sehnsucht. Ich glaube, Adam bemerkte es auch. Wenn sie erfahren hatte, was sie interessierte, erzählte sie von sich. Dann ging das Telefon an Adam. Sein Körper schien mit dem Hörer zu verschmelzen, es hätte der Blitz einschlagen können, er hätte ihn nicht losgelassen. Einmal waren Leute aus dem Wartezimmer gegangen, weil ihnen das Warten zu lange gedauert hatte. Auch wir hatten lange genug gewartet. Eines Nachts, als ich nicht schlafen konnte, mich endlos in der warmen Sommerluft hin und her drehte, hatte ich den Gedanken, dass nur die Wahrheit über Magdalenas Verschwinden uns Lou schnell zurückbringen würde.

„Siehst aus wie n Affe aufm Schleifstein!“ Witzelte Kati, Adams neue Sprechstundenhilfe, als ich am ersten Ferientag auf meinem viel zu kleinen Fahrrad im Hof auf und ab fuhr. Ich brauchte dringend ein neues. Aber Adam hielt nichts vom Kaufen. Wir hatten den Schuppen voller altem Zeug, aus dem man Neues bauen konnte.

Ich war im vergangenen Schuljahr von einigen Mädchen zum Geburtstag eingeladen worden. Tanja Aacher hatte damit angefangen, die anderen, wie bei allem, was das blonde Mädchen tat, nachgezogen. Wichtig waren bei diesen Feiern Geschenke. Sie sprachen viel darüber. Möbel für ihre Barbies. Sie hatten die dünnen Frauenpuppen wochenlang mit in die Schule geschleppt bis ein merkwürdiger Diebstahl um sich griff. Irgendjemand klaute ihre Köpfe. Jetzt blieben die Puppen zu Hause, aber sie brauchten: Ein Bett, einen Tisch, eine Dusche, Fernseher, Hocker. Adam und ich waren losgezogen, um uns im Spielwarenladen anzusehen, was es (für ‚einen Mist‘ (Adam)) zu kaufen gab.

„Das können wir besser,“ sagte er und baute kurzerhand das eine oder andere aus dem dünnen Holz einer Schrankrückwand, die er zersägt hatte. Ich malte die Sachen an. Sie glänzten schöner, bunter, als die matten Plastikgegenstände, die wir gesehen hatten, sie waren voller realistischer Details und Adam nähte mit Babunias alter Nähmaschine aus Taschentüchern sogar Bettdecken und Kopfkissen.

Ich hatte kein gutes Gefühl, als ich die Geschenke überreichte. Die Mütter jedoch waren entzückt, der Trend mich einzuladen hingegen flaute relativ bald ab.

„Ist doch alles hier!“ Adam brauchte nur einige Male die Hilfe von Fürsts Schweißgerät, um mir aus einem alten Mofa und einem ausrangierten Fahrrad ein motorisiertes Dreirad zusammen zu bauen. Ich will nicht undankbar erscheinen, es war wirklich ein völlig irres Ding. Mein Vater drosselte den Motor, für meine Verhältnisse fuhr es immer noch sehr schnell und man konnte

sogar zu dritt darauf sitzen. Vermutlich wäre ich von meinen Klassenkameraden darum beneidet worden, wenn sie es gesehen hätten. Aber eigentlich wünschte ich mir etwas ganz anderes.

„Der Pole und seine Erfindergabe!“ Der Schrauberfürst begutachtete Adams letzte Schweißnähte und strich über den Tank auf dem ein kleiner Sitz für Magdalena angebracht war.

„Saubere Arbeit, Pro. Wenn du nur ein halb so guter Tierarzt bist, müssen sie dir die Bude drüben einrennen ...“

Adam lächelte bescheiden. „Noch nicht ...“

„Ihr habt’s echt drauf! Gibt ja nix, drüben, in eurem Kommunismus. Wahrscheinlich macht das erfinderisch.“

Adam sagte nichts.

„Aber die jungen Dinger, mein Lieber, die wollen so was hier.“ Er schob eine große Pappe mit der Aufschrift „Schneider-Rad“ beiseite und zum Vorschein kam ein nagelneues Bonanzrad. Mein Herz setzte einen Schlag aus. Es war genau das, was ich mir wünschte, aber nie bekommen würde. Orange, mit braunem Bananensattel und Gangschaltung zwischen den Beinen. Ich muss es angestarrt haben wie eine Erscheinung. „Jetzt schau dir mal das Schlaumeierle an“, grinste Fürst breit. „Der gäb’ auch was drum!“

„Hat deine Tochter Geburtstag?“

Adam legte mir den Arm auf die Schulter. Er wusste, dass es mir ausnehmend gut gefiel und ich wusste, dass er das Rad ziemlich albern fand, trotzdem hätte ich einiges für eine Probefahrt gegeben und sah enttäuscht zu, wie Irenes Vater es wieder verschwinden ließ.

„Geburtstag, näh! Hier und da mal ein kleiner Ansporn,“ der Schrauberfürst zog eine Zigarette aus seiner Brusttasche und zündete sie an, „so läuft das bei uns. Die Kleine spurt dann besser.“

Für mein Empfinden bekam Irene auffallend viele Ansporngeschenke und ich hätte gern nur eine Ahnung gehabt, bei was sie deshalb besser spurte.

„Jetzt gabs grad diesen saudummen Hund ...“

Er zeigte zur Tankstelle hinüber wo Irene aus der Haustür trat. Otto war bereits auf sie zugetrabt und versuchte mit erhobener Nase, an das lila-weiße Etwas zu gelangen, das sie, als wate sie unter Wasser, über den Kopf hielt. Ich stand da, vor Freude gelähmt, während ich zusah, wie Otto eine Pfote hob, um an das Bündel zu gelangen und Irene dabei in starke Bedrängnis brachte. Ihre Chancen, mich anzugreifen, waren in diesem Moment gleich null. Ich hätte stundenlang zusehen können. Adam setzte mir Magdalena auf den Arm und holte Otto zurück.

Ich spürte einen groben Schlag gegen die Schulter. ‚Wo geht’s denn hin, in den Ferien. Polen?’ Fürst nahm einen tiefen Zug von seinem glimmenden Zigarettenrest und sah mich fragend an.

‚Dieses Jahr nicht.’

‚Irene fährt mit der Mutter ins Elsass. Zwei Wochen. Da wär’ noch Platz für so ein Kaliber wie dich ...’

Er gab mir einen kraftvollen Hieb auf dieselbe Stelle wie eben.

‚Ich bleibe bei Magda ...’, sagte ich rasch und versuchte den Schmerz zu ignorieren.

‚Louise ist noch auf einem Dreh,’ schaltete Adam sich ein.

‚Das lustige Filmvolk ... ,und *du* passt aufs’ Schwesterchen auf?’

‚Deinen siamesischen Zwilling’, ätzte Irene, sie war jetzt so nah, dass ich den beißenden Geruch von Nagellack in der Nase spürte.

Sie hatte die Nägel weit über die Ränder hinaus fliederfarben angepinselt, der Hund trug ein Tüllkleid, Hütchen und Schuhe in derselben Farbe und sah selten dämlich aus.

‚Ja, komm halt, zeig das Ding mal her, damit der Pro draufschauen kann, ob’s gesund ist.’

Adam musste Otto, der das Tier ausgiebig beschnuppern wollte, den Vortritt lassen, bevor er das Hütchen heben konnte, unter dem eine kleine, rote Zunge hervorblitzte.

‚Ach,’ sagte Adam nur, als habe er großes Mitleid und ließ den Hütchenrand nach unten schnellen.

„Ein Spitz.“ konkretisierte Irene. Adam nickte abwesend und wandte sich dem Schrauberfürst zu.

Irene hielt nun Magdalena und mir den Hund entgegen, als sei er ein Säugling. „Wir nennen ihn Glück.“ Sagte sie mit hintergründigem Lächeln und beobachtete wie ich zusammenzuckte, „eigentlich heißt er ‚der Glückliche‘. Wir mussten was mit ‚d‘ vorne aussuchen,“ fügte sie hinzu, „hab‘ ich mir ausgedacht“. Ich war mir bei ihrem siegessicheren Gesichtsausdruck sicher, dass sie wusste, dass ‚der Glückliche‘ die Bedeutung meines Vornamens war.

„Du scheinst dich ja richtig vor dem Mädchen zu fürchten,“ Madame Ga, wirkte belustigt, als ich ihr vom Namen des Hundes erzählte. „Du bist ein großer, kräftiger Bub, das gefällt ihr natürlich, dir Angst zu machen ...!“

Ich nickte, beschämt. Allein der berückende Duft der Orangenbäume milderte das hässliche Gefühl.

„Der Kläffer ist keine Woodoo-Puppe, Bub!“ Ich sah sie fragend an, aber sie ging darüber hinweg. „Mir gefällt das nicht, dass du dich vor dem Mädchen fürchtest. Wenn du Magdalena beschützen willst,“ sie hob meine Schwester unter einiger Anstrengung auf den Schoß, „... darfst du keine Angst vor irgendetwas haben und zu allerletzt vor diesem,“ sie hielt inne, um das passende Wort zu finden: „diesem Rotzmensch!“

„A geh,“ reagierte sie auf meinen verwunderten Blick, „das sagt man so, in Wien. Fahrts ihr denn nicht zur Babunia in diesem Jahr? Die Nachbarskinder scheinen schon verreist.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Dann kommst du in den Sommerferien häufiger zu mir! Wir werden in ein, zwei Wochen, vermute ich, junge Schildkröten haben. Die Mutter der Weisheiten hat Anfang Juni Eier vergraben, die Kleinen müssten sich demnächst hervortrauen.“ Ga stand mühsam auf und setzte Magdalena in den hellen Sand zu den Weisheiten. „Und die Kleine bringst du mit. Du hast sie mir lang vorenthalten! Viel zu lang! Ein besonderes Menschlein. Einen Leberfleck in Form eines Lotusblatts! Ein Lotusmädchen!“, schwärmte sie. „Lotusblätter ... es gibt

übrigens eine neue Untersuchung. Ich such sie dir heraus. Erst vor ein paar Tagen hab' ich einen Artikel in der NAMEFACHZEITSCHRIFT entdeckt. Ein Wissenschaftler hat die besondere Struktur der Oberfläche der Blätter entschlüsselt. Das ist hochinteressant. Schau sie dir an, alles perlt an ihnen ab.' Sie sah von den Blättern im Teich zu Magdalena. ‚Ja, das ist wichtig, dass du besonders auf sie achtgibst, nach allem ...‘

Ich schob eine der Weisheiten in Magdalenas Nähe. Sie beobachtete den langsamen Gang des Tiers aus schmalen Augen.

‚Naa, die Schrauberfürst-Tochter, sie hat offenbar Macht über dich, der Bankert!‘, schalt Ga wieder, ‚das darf sie nicht!‘

Gestützt auf ihren Stock, stand sie da und schaute sinnierend in ihren Blätterwald.

‚Der Emil, mein Mann, Gotthabihnselig,‘ sie machte zwei Kreuzzeichen und hob den Blick zu den Wipfeln der Palmen, ‚den hat die Angst kaputt gemacht.‘ Sie knipste ein vertrocknetes Blatt von einem Theobroma-Ast, einer Kakaopflanze, ‚... oder der Schnaps. Weißt du Bub, am End' kann man es dann nicht mehr so genau sagen. Aber Angst ist mächtig. Ich hab' sie mir abgewöhnt in den vielen Jahren, komplett abgewöhnt. Man kann draufgehen, wenn man sich auf sie einlässt. Nein, Bub. Schau sie dir erst einmal genau an.‘

‚Wen?‘

‚Die Angst!‘

‚Und dann?‘

‚Besinn dich auf deine Stärke.‘

‚Was soll das sein?‘

‚Das wirst du herausfinden, Bub, das wirst du herausfinden.‘

Der leere Benzinkanister holperte im Leiterwagen hinter mir auf und ab. Gras streifte geräuschvoll die Unterseite der hölzernen Ladefläche. Ich würde kurz zur Tankstelle gehen, hatte ich Adam zugerufen, das Dreirad war auf Reserve. Wahrscheinlich hätte ich es noch bis zur Tankstelle geschafft, aber ich brauchte einen Vorwand. Es hatte mich einige Mühe gekostet, Otto von seiner Begleitung

abzuhalten. Er stand, wie in Stein gemeißelt, in Höhe unserer Einfahrt auf der Straße und sah mir nach.

In mir war ein merkwürdiger Aufruhr. Ein dünnes Seil verband Herz und Bauch, Angst tanzte darauf, ja, Angst. Aber das war genau richtig. Bei jedem Rumpeln in meinem Rücken straffte es sich schmerzhaft. Ich fragte mich, was geschehen würde, wenn es riss. Würde die Angst herabstürzen? War dann alles vorbei? Ich wusste, Schweine starben vor Angst, Adam hatte es gesehen. Egal. Egal was mit mir geschah, mein Entschluss stand fest. Ich wollte Lou die Wahrheit sagen können. Und wenn ich dabei herausfand, was es mit meiner Angst auf sich hatte, umso besser.

Die Tankstelle lag ausgestorben in der Morgensonne. Die Zapfsäulen leer, die Tür zur Werkstattscheune geöffnet. Frühes Licht fiel in den dunklen Raum. Ganz hinten, in der Tiefe, brannte eine Lampe über einer Drehbank. Ein Wagen schwebte auf der ausgefahrenen Hebebühne, ein anderer wartete vor der Tür. Weit und breit kein Mensch. Fliegen schossen wie wilde Torpedos vorüber, unsichtbare Raben krächzten hinter dem Haus und aus der nächsten Hecke klang das kichernde ‚klickklickklick‘ eines Zaunkönigs, als könne er Gedanken lesen und mache sich lustig über mich. Der Leiterwagen bollerte laut über den Tankstellenasphalt. Vor der ersten Zapfsäule ließ ich ihn zurück.

Mir fiel auf, dass Rachels senfgelber Manta nicht an seinem Platz stand. Womöglich war Irene gar nicht hier und mit der Mutter zum Salon Ursula oder sonst wohin gefahren.

Lass dich nicht von der Angst beirren, redete ich mir zu, versuch, an ihr entlang zu gleiten, bis zum Ende, sonst erfährst du nie, was sich dort befindet. Was konnte außerdem sein? Ich hob den Kopf, sah umher. Vielleicht pisste Fürst irgendwo ins Gebüsch. Das war sein Morgenritual. Reviermarkieren. Besser, man störte ihn nicht dabei. Doch auch der blaue Overall war nirgendwo zu sehen.

Ich drückte die Tür zum Verkaufsraum auf. Eine Glocke läutete aufgebracht. Ich lauschte und versuchte die Raumluft zu analysieren. Dem Schrauberfürst folgte der Dunst seiner dunklen Zigaretten wie ein Schatten. Hier roch es nach frisch gebrühtem Kaffee und nach Papier. Ein Ventilator drehte sich träge, in der Ecke brummte ein Tiefkühlschrank. Ich sah hinter die Stand-Regale. Kein Mensch im Raum. Alles wie immer. Vor mir die Pralle-Titten-Heftchen, darüber die Deppen-Galerie. Ein wenig enttäuscht stellte ich fest, dass kein weiterer Depp dazu gekommen war. Ich zählte noch immer vierundzwanzig.

Vielleicht fand sich jetzt die Gelegenheit, die wundersame Kamera zu untersuchen.

Das angespannte, absturzgefährdete Gefühl in mir war längst einem konzentrierten Akt auf festem Seil gewichen. Ich schaute hinter den Tresen unterhalb der Kasse in das offene Fach. Die SX 70 lag nicht an ihrem Platz. Ich fand leere Briefumschläge und Polaroids, vielleicht Ausschussbilder. Ich zog sie hervor.

Irenes helles, fast geisterhaft weißes Gesicht starrte mich an. Der pinkfarbene geschminkte Mund weit aufgerissen, dunkel in der Tiefe, als wäre er eine Vorrichtung, ein Gefäß für irgendetwas, das mich befremdete. Die Augen, Puppenaugen, riesengroß, der obere Wimpernkranz lang und schwarz, zerbrechlich, zart-rosa die Lidkontur. Ohne Irene zu kennen wäre das Foto als Portrait einer skurrilen Porzellanpuppe durchgegangen. Der Ausdruck in ihren Augen war leblos und kalt. Die beiden anderen Bilder ähnelten dem ersten. Es gab nur minimale Veränderungen in ihrer Haltung. Warum hatte sie sich so angemalt, sich so fotografieren lassen? Irene, die laut, hinterhältig und angsteinflößend war ... auf einen Schlag hatte sie alle Macht über mich verloren.

Da war ein Geräusch. Ein unaufdringliches, irgendwo im Haus. Sorgfältig legte ich die Bilder zurück. Irgendetwas bewegte sich, es war schwer auszumachen wo und in welche Richtung. Ich verharrte reglos, lauschte. Es kam von oben, aus dem ersten Stock. Es war nichts Bedrohliches, eher ein behutsames

Kratzen, ein saches Reiben. Ich streckte die Hand noch einmal nach den Fotos aus, die mich anzogen, wie eine Sensation. Ich betrachtete Irenes verzerrtes Gesicht. Ich wollte es in Erinnerung behalten, jedes kleinste Detail. Es war zu wohltuend, was es mit mir machte. Für einen Moment schloss ich die Augen. Dann setzte das Geräusch über mir kurz aus und ich steckte das oberste Foto kurzentschlossen in die Hosentasche.

Wenn wir in der Dunkelheit an der Tankstelle vorbeifuhren, flackerten im Eckzimmer unten oft die Wände in blauem Licht. Die Fürsts aßen dort gern zu Abend während der Fernseher lief. Jetzt sah ich eine mattgraue Scheibe wie eine ausgehauchte Seele hinter einem Esstisch und Stühlen die blinden Augen auf mich richten. Ich fragte mich, wo Irene wohl saß, wenn sie aßen. Wahrscheinlich dort wo das lilafarbene Kissen lag.

Da war es wieder: Ein merkwürdig sanftes, sich stetig wiederholendes Geräusch. Ich folgte ihm die schmale Treppe hinauf. Oben war es noch deutlicher in seiner Eigenart: Eine Hand, die über Samt fährt, ein feines Rauschen, ein leichtes Verhaken, ein Sich-lösen, in ruhiger Reihenfolge. Mir fehlte nur jegliches Bild zu dem, was es verursachte.

Ich hätte rufen sollen, ob jemand da war. Doch die Neugier ließ mich jede Form von Anstand vergessen. Ich war in das Leben der Fürsts eingedrungen wie ein Einbrecher. Reglos stand ich in ihrem Obergeschoss, ein geklautes Bild in der Tasche und wunderte mich über die eigene Ruhe.

Rachels intensiv-blumiges Parfum hing schwer im unbeleuchteten Flur und vermischte sich mit dem erkaltenden Rauch einer erst vor kurzem gelöschten Zigarette. Hinter einer leicht geöffneten Tür nahm ich, zu der mysteriösen Geräuschfolge, die mich nach oben gelockt hatte, eine schattenhafte, ruhige Bewegung wahr. Vorsichtig spähte ich in den Raum. Von mir abgewandt, auf einem Hocker, saß Irene. Ihr nackter Körper war angestrahlt von einer Stehlampe, die von oben auf sie gerichtet war. Sie hielt die Augen geschlossen und bewegte sich nicht. In ihrem Schoß lag, zusammengerollt, der kleine Glück und Alfred Fürst bürstete voller Hingabe ihr langes, rot-gold glänzendes Haar,

als strigle er ein Pferd für einen Wettbewerb. Jetzt ergab das seltsame Geräusch Sinn.

Die Szenerie hatte etwas Friedliches, Andächtiges, das Mädchen etwas unantastbar Schönes. Ich stand eine Weile, versunken. Bis Alfred Fürst innehielt und voller Wohlwollen sein Werk betrachtete. Dann klappte er die SX 70 auf. Die Kamera machte ein lautes ‚Klick‘, gefolgt von einem langen, mechanischen Surren, während sie das Bild ausspuckte. Stille. Der Schrauberfürst begutachtete das Polaroid.

‚Jetzt, mach die Augen auf!‘ – Klick – ‚Den Kopf drehen. Mehr! Ja, so, und lächeln!‘ – Klick - ‚Den Hund runter!‘

‚Nee, der schläft!‘

‚Fräulein, ich hab gesagt: Den Hund runter!‘

‚Der schläft, hab ich gesagt ...‘ Irenes Stimme hatte jetzt diesen sanft katzenhaft, gefährlichen Unterton, ihre Haltung versprach, dass sie sich nicht bewegen würde, keinen Millimeter.

‚Nimm das Scheißvieh runter!!‘

Sie bewegte die Beine, selbstvergessen, als sei sie allein.

‚Ich sag’s nicht nochmal!!!‘

Sie kraulte Glück und lächelte, wie eine Königin.

Draußen wurde eine Autotür geknallt.

Ich sah zu, dass ich die Treppe hinunter kam und mich verdrückte.

‚Poulet?‘ Rachels Stimme schallte durch mein Fluchtweg-Fenster ins Freie. Ich duckte mich.

‚Poulet? Chérie??? Coucouuuuuu!!!!!‘

Hochhackige Schuhe stöckelten die Treppe hinauf.

Begrüßendes Stimmengewirr war zu hören.

Ich beeilte mich zum Leiterwagen zu kommen.

Ich nahm die Deichsel auf und warf einen schnellen Blick zurück. Fürsts Gestalt erschien in diesem Moment hinter dem Tresen im Verkaufsraum und die Flamme eines Feuerzeugs flackerte kurz hinter dem Fensterglas.

Die nächsten Tage cruiste Irene die kleine Straße zu unserem Grundstück mit dem neuen Bonanzarad auf und ab. Das Rad machte Lärm wie ein Jahrmarkt-Windrad. Schrubbschrubbschrubbschrubbschrub. Sie hatte irgendetwas zwischen die Speichen geklemmt. Es war ein extrem nervendes Geräusch. Aber in mir regte sich etwas bisher Unbekanntes, etwas wie Nachsicht vielleicht und ihr Porzellanpuppengesicht ging mir dabei nicht aus dem Kopf.

Zur heißen Mittagszeit lagen wir in der offenen Badehütte unten am Bach. Adam hatte einen alten Bauwagen umgebaut, neu gestrichen, mit Matratzen und Kissen ausgelegt und an einen schattigen Platz am Wasser gestellt. Die Temperatur war hier so angenehm, dass wir unbekleidet herumliegen konnten, ‚paradiesische Zustände‘, sagte Pfarrer Eugeniusz, der in diesen Tagen häufig zu uns stieß, um sich von der Soutane zu befreien und noch intensiver ‚als Kind Gottes‘ zu fühlen. Adam und er rauchten in der Dunkelheit häufig etwas, in dessen herbem Duft die Glühwürmchen zu bunten Lichterketten wurden und Melodien in Latein summten.

Ein aufklappbares Panoramafenster an einer Seite des Wagens gab den Blick zum Wasser und den dahinter liegenden Feldern frei. Wir lagen wie in einem Nest mitten im Grün und schwebten über dem Bach, der an dieser Stelle ausgehoben war und gestaut. Man konnte in das kühle Bergwasser eintauchen und sogar ein paar lange Züge schwimmen.

Adam hatte zum ersten Mal in diesem Jahr polnische Quarkklöße gemacht. Flüssige Butter lief mir nun über das Kinn, ich leckte den Zucker von den Fingern und ließ mich satt in die dicken Kissen neben Magdalena sinken, die zufrieden vor sich hin brabbelte, als würde sie den Klang des Wassers imitieren. Der grasige Duft frisch gemähter Felder wehte herein und während ich mit zusammengekniffenen Augen beobachtete, wie die Nussbaumblätter sich träge in der lauen Luft bewegten, versank ich in polnischen Sommern. Vielleicht ist die Erinnerung ein Widerhall der Vergangenheit, ein Land, das man nur allein betreten kann, um dem Echo seiner Empfindungen zu lauschen. Die Lider sanken. Und mit einem Mal, waren sie wieder da, die Tage, die sich ausdehnten in warme Nächte und dann wieder Tage und Nächte, endlose Zeit. Silna. In Silna waren Menschen, die sich gegenseitig nichts erklären, kein Blatt vor den Mund nehmen mussten. Wir hatten eine gemeinsame Vergangenheit, eine gemeinsame Sprache. Nachtsprache, sagten wir, denn wir durften sie in Anwesenheit Fremder nicht gebrauchen. Fritze, Germanski, hatten die anderen

uns in Warschau abfällig genannt - in Silna war es anders, in Silna waren wir frei. Aber die Zeit dort war zu kurz. Adam und ich waren die ersten gewesen, die nach Deutschland übersiedelten, andere taten es uns gleich. Zum Sommer in Silna jedoch kamen alle zurück.

Der Garten hinter dem Haus ernährte uns all die Wochen, die wir dort verbrachten. Ich kann mich nicht erinnern, jemals jemanden irgendwohin zum Einkaufen fahren gesehen zu haben. Abends, wenn die Wärme sich senkte, war die Luft von Kiefernharz durchzogen, dem Duft von wilder Minze, Kamille und Rosmarin. Wir badeten jeden Tag im schilfumwachsenen See, die Sonne bräunte unsere Haut, wir trieben auf einem Floß dahin, aßen die warmen Himbeeren vom Strauch, holten aus den Nestern der Wachteln und Hühner unsere Eier, in einer emaillierten Kanne beigefarbene Milch und gelbe Sahne vom Nachbarhof. Ums Haus roch es nach Gebackenem, nach Butterkuchen, Jagodzianki, mit Blaubeeren gefüllten Hefebrötchen, Karpatka, Puddingkuchen, stand immer auf dem Tisch, unzählige Leckereien - aber Silna war vor allem eins: Babunia.

Die kleine Frau mit dem silbernen Haar und den wachen Augen, zu der jeder von uns eine ganz eigene, besondere Beziehung hatte, war die Regentin unseres Sommers. Sobald wir den Kiefernwald durchfahren und den staubigen Weg zu dem alten Steinhaus mit den rot-weißen Läden eingeschlagen hatten, begann ihre Zeitrechnung.

Wir stiegen aus und waren angekommen. Tagelang nach unserer Ankunft noch stand das Auto mit offenen Türen im hohen Gras. Manchmal schlief eine Katze oder ein Huhn darin. Die Babunia fand man zwischen den Beeten. Es war ein weitläufiger, abschüssiger Garten, aber sie war leicht zu finden, denn sie unterhielt sich ununterbrochen mit sich selbst oder sang mit Mädchenstimme wunderschöne Lieder. Ihr helles, in Zöpfen um den Kopf gelegtes Haar tauchte, wenn man ihrer Stimme folgte, immer irgendwo zwischen dem Gemüse auf, das dort dicht an dicht in wunderbarer Ordnung wuchs. Ihr Körper strömte den Geschmack von Erde aus, von verbranntem Holz und frisch gebackenem Brot. Und ihre Wangen waren weich, wie der Samt auf den Kirchenbänken.

Wenn ihre rauhen, immer warmen Hände über mein Gesicht, meine Haut strichen, war es, als ob sie mich noch einmal formte, mir sagen wollte, dass ich gut war, so wie ich war. Sie begleiteten uns in den Schlaf, ihre wunderbaren Hände. Jakob und mich. Ja, Jakob auch. Obwohl er nie zur Ruhe zu kommen schien. Aber unter Babunias Händen war ein Raum.

In lauen Nächten saßen wir oft beide neben der Großmutter auf der Verandabank, ermattet vom Tag und satt. Jakob auf der einen Seite, ich auf der anderen. Wir teilten uns das kleine Zimmer hinter der Küche. Irgendwann trug man uns dorthin ins Bett.

Jakob war ein Jahr und einige Monate älter als ich, aber kleiner, drahtiger und flinker. Wir waren sehr verschieden. Spinner nannte er mich, weil ich fünfzig war und Pflanzen liebte. Er würde eines Tages fliegen, sagte er. Sein Territorium waren die Wälder. Er kannte sich dort aus wie ich mich in Babunias Beeten und den Gewächshäusern von Ga. Am liebsten saß er hoch oben in den Bäumen oder kletterte am Stamm junger, noch dünner Birken bis in die Spitzen, die er ergriff, damit sie sich unter seinem Gewicht herabneigten und ihn wieder zu Boden ließen. Es war riskant. Wenn sie nicht stark genug waren konnten die Stämme brechen, ihn abwerfen, wie ein junges, wildes Pferd. Aber er kannte sie gut. Wenn ich ihm zusah spürte ich merkwürdige Erregung. Es war die Gefahr, die ich selber mied. Er konnte einen Ball auf der Fingerspitze tanzen lassen, wie dressiert. Ich war noch nicht einmal in der Lage ihn zu fangen, bei ihm drehte er sich auf diesem kleinen Punkt! Ungestüm war er, ‚schwer zu bändigen‘, sagten die Erwachsenen. Und es schwang Bewunderung mit, wenn sie so sprachen oder die Vermutung, dass dieser schwierige Zustand eine Vorstufe zu etwas Größerem war.

Selten, dass man uns gemeinsam sah.

‚Komm halt mit, Spinner,‘ sagte er, wenn die Babunia ihn darum bat, mich mit zum See zu nehmen, ‚aber gib’ Gas!’ Er hasste es zu warten.

Schnell holte ich ein Tuch. Ich hatte nichts gegen den ‚Spinner’. In meinen Ohren klang er wie eine Auszeichnung von jemandem, der unzählige Orden trug.

‚Wenn du ertrinkst, ich hol dich nicht raus. Kapiert?‘

‚Kapiert.‘

‚Ich mach doch nicht den Babysitter,‘ maulte er noch auf polnisch, derweil Otto und ich hinter ihm zur Badestelle trotteten. Ich freute mich darauf, ihm gleich beim Schwimmen zuzusehen. Ich stand gewöhnlich nur bis zu den Knien im See. Vom seichten Wasser aus sah ich dann zu ihm hinüber, bestaunte jede seiner Bewegungen, die sicher waren, voller Eleganz: Wie er vom Steg mit dem Kopf voran die glatte Oberfläche des Wassers brach und darin verschwand, bis er an anderer Stelle emporschnellte und einem Kanu ähnlich ruhig, fast lautlos durch das Wasser glitt. Irgendwann hatte er meine Anwesenheit zwischen dem Schilfgras vergessen. Ich sah ihn in regelmäßigen Zügen immer und immer wieder den dunklen See durchqueren, als habe er endlos Kraft.

Irgendwann tauchte immer Adam auf. Eine zusammengerollte Decke unter dem Arm, trat er zwischen den roten Säulen der Kiefernstämme hervor und kam zu uns herab zum See. Meist schlief Jakub nach dem Schwimmen im Gras, zumindest tat er so.

‚Na, Meisterschwimmer, von hier bis zur Boje und zurück?‘ Adam liebte es den Jungen herauszufordern. Jakubs sonnengebräunter Rücken glitzerte von Wassertropfen.

‚Willst du den Hintern bräunen oder mir zeigen was ne Harke ist?‘

Adam zwinkerte mir zu, sein Fuß tippte unsanft auf Jakubs Badehose.

‚Hey, ich trockne!‘ Ein Auge blickte unter dem Arm hervor.

‚Los, Faulsack!‘ Er packte Jakub unsanft an den Beinen und warf ihn über die Schulter.

‚Du spinnst wohl, Penner!‘

Der Junge strampelte heftig mit den Beinen. Ein paar Mal traf er Adam hart am Arm.

‚Hörst du wohl auf? Du trittst ja schlimmer als ein Schaf! Ich bekomme blaue Flecken!‘

‚Hoffentlich! Lass mich los!‘

Doch Adam hielt ihn nur noch fester.

„Hier, hast du einen kleinen Vorsprung!“ Er katapultierte Jakob in hohem Bogen in den See. Ich sah, wie sich der Knabkörper noch in der Luft spannte, bevor er auf das Wasser traf. Dann sprang Adam hinterher. Es war ein fantastisches Schauspiel.

Sie schwammen um die Wette. Kurz vor dem Ziel begann ein Kampf, über und unter Wasser. Ich sah wie sie in die Höhe schossen und abtauchten, es platschte und spritzte, sie schrien und drohten sich gegenseitig, schubsen und rempelten grob und lachten. Es war ein Spiel, das Adam mit mir viel langsamer, leiser und behutsamer spielte. Wenn die zwei schwer atmend aus dem Wasser kamen und mein Vater sich neben mich ins sandige Gras fallen ließ verstand ich, dass seine Liebe zu mir deshalb nicht geringer wurde, aber ich spürte auch, dass die beiden etwas verband, das mir eindeutig fehlte.

Jakob hatte zwei Mütter. Blanka, die ihn geboren hatte und Dupont.

Blanka war die sanftmütigste Frau, die ich kannte. Geradezu verschwenderisch verschenkte sie ihr Lächeln und ihre Liebe auch. Ich mochte, wenn sie mich ansah, mit großen dunklen Augen, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Ich war gern in ihrer Nähe. Ich glaube, jeder war das.

Die Dupont nannten wir so, weil sie es selber tat. Ihre Gesichtszüge waren streng und kantig, in starkem Kontrast zu den vollen Lippen, die ihr etwas Ungezügelteres, Mädchenhaftes verliehen. Sie war ganz sicher eine schöne Frau. Auch wenn sie das Haar sehr kurz trug und Krawatten, wie ein Mann. Ihre Laune, ihr ganzer Ausdruck konnte sich sekundlich verändern. Man musste vorsichtig sein, mit ihr. Sie trank Schnaps, krepelte die Ärmel ihrer Hemden hoch und reparierte alles Technische, das den Geist aufgegeben hatte.

„Lass Dupont reinschauen,“ war die allgemeine Redensart und tatsächlich reichte oft ein Blick von ihr, um Dinge wieder zum Laufen zu bringen.

„Vor lauter Schiss hat das wieder angefangen zu laufen,“ sagte Jakob oft, der seine Vatermutter, wie er Dupont nannte, provozierte wo er konnte.

Sie schlug ihn. Es sei die einzige Art, ihn zu erreichen, sagte sie. Aber sie erreichte ihn nicht. Er lachte über sie. Je heftiger sie ihn schlug, desto lauter

lachte er. Das waren die Momente, in denen in Silna die Zeit stehenblieb, wie sauer gewordene Milch. Keiner tat etwas, weil keiner wusste, was gerecht oder richtig war. Alles fühlte sich falsch an.

Manchmal, wenn der Tumult um ihn besonders groß gewesen war, sagte Jakob vor dem Einschlafen, in der Dunkelheit unseres Zimmers Dinge, die ihm gerade durch den Kopf gingen. Sie waren nicht an mich gerichtet, es waren Worte an die Nacht und ganz sicher erwartete er keine Antwort von mir.

„Ich hau ab,“ sagte er oft, „wenn Blanka es aushalten kann, hau ich ab.“

Ob Jakob bemerkt hatte, dass wir in diesem Sommer nicht gekommen waren? Adams mächtiger Körper lag wie ein bewaldetes Gebirge in den Kissen, die behaarte Brust hob und senkte sich im gleichmäßigen Schlafatem. Ich spürte die Ruhe, die von ihm ausging. Jakob vermisste Adam, ganz gewiss. Adam, der immer daran dachte, ihm ein besonderes Geschenk mitzubringen, mit dem er seine Kräfte messen konnte, der es ihm nicht übel nahm, im Spiel einen heftigen Tritt oder Schlag zu kassieren, der ihn von den Bäumen schütteln und auffangen konnte, der einzige, der ihm das unbändige Haar schneiden durfte, das bis zum Sommer wie Petersilienblätter wild um seinen Kopf stand. Wie er wohl aussah, jetzt? Ob er jemanden an seine Mähne ließ? In jedem Fall musste er mich in diesem Sommer nicht mit an den See nehmen, das Zimmer, Babunias Hände und die Kopitka nicht mit mir teilen. Und ich hatte Adam in diesem Sommer ganz für Magdalena und mich.

In den vergangenen Wochen war es heiß geworden und ruhig. Die meisten Familien waren verreist, mit ihnen die Kleintiere. Selbst den Kurgast-Hunden schien es zu warm für Leid. Adam hatte die Praxis geschlossen und fuhr nur noch auf Hausbesuche zu dem ein oder anderen Bauern, der in unseren ersten Jahren Vertrauen zu ihm gefasst hatte, es waren wenige.

Neben mir zerquetschte Magdalena voller Hingabe einen übriggebliebenen Quarkknödel und schob sich den Brei, der zwischen den Fingern hervorquoll in den Mund. Ihr Lachen klang beglückt und laut und ich sah, wie Adam

verwundert die Augen öffnete und sein Lächeln beim Anblick der Riesenschweineerie, die das Mädchen veranstaltete war voller Zuneigung. Jede ihrer neuen Fähigkeiten begeisterte Adam und mich als hätten wir eine Formel entdeckt. Jetzt beugte mein Vater sich vor und ließ sich laut schmatzend mit dem Knödelmatsch füttern. Ihr hemmungsloses Lachen war das größte Geschenk.

„Hast du das Telefon gehört?“ Adams Bart hing voller Teigstücke.

Er hatte den Apparat ins offene Fenster gestellt, das ganze Tal hatte es vermutlich gehört.

„Lauf! Ich kann grade nicht!“

„Soll ich das sagen?“, fragte ich im Aufspringen.

„Nein! Oder ja ... nein! Kommt drauf an...“, den Rest hörte ich nicht mehr, weil ich schon um die Ecke ins Haus gelaufen war.

„Geburtsstillstand bei Schornheims!“, schrie ich zum Bauwagen hinunter obwohl ich es am liebsten für mich behalten hätte.

„Was?“

„Eine Sau!“

Adam drehte den Zündschlüssel fünf Mal bevor der Warszawa ein dröhnendes Geräusch von sich gab und einen kleinen Satz nach vorne machte.

„... die Handbremse!“

Ich hörte sie ausrasten. Adam drückte das Gaspedal, eine riesige Staubwolke stieg hinter uns empor. Im Auto staute sich die Hitze. Ich trug Unterhemd und kurze Hose, der aufgeheizte Sitz brannte an der nackten Haut. Ich schwitzte fürchterlich.

„Alles klar da hinten?“

„Wir ersticken hier!“

Ich wartete, bis wir auf der Hauptstraße waren und das Holpern aufgehört hatte, damit ich Magdalena loslassen und das Fenster weiter herunterkurbeln konnte.

„Es sind zehn Minuten zu den Schornheims, das wirst du ja wohl aushalten!“

„Das hält keiner aus ...“ Der Fahrtwind kühlte zumindest meine Stirn. Otto

drängte von hinten die Schnauze durch das geöffnete Fenster, sein Fell kitzelte mich im Nacken. Kleiner Ausflug ... Ich hatte gehofft, der Wagen würde nicht anspringen. Ferkelgeburten waren blanker Horror.

HauptEinstellungskriterium für Adams Sprechstundenhilfen waren kleine Hände. Kati, sagte Adam, hatte wundervoll kleine Hände. Nur, Kati war leider in die Sommerferien gefahren. Wenn es nötig war, würden heute meine Hände zum Einsatz kommen. Ich hatte häufig zusehen müssen und mein Vater hatte es mit mir unendlich oft in der Theorie geübt. Ich wusste was auf mich zukommen würde, wenn der Ernstfall eintrat: Der dicke, behaarte Schweinearsch, die Hufe, das Quieken der Ferkel, der beißende Uringeruch, das Blut, die verletzlich helle Haut der kleinen Schweine, alles aus nächster Nähe, auch die Toten. Es gab immer Tote - und Mumien. Mumien nannte Adam die halbfertigen Ferkel. Vor ihnen gruselte es mir am meisten. Es waren armselige, missglückte Wesen, stehen geblieben zwischen Idee und Ausführung, Gott hatte sich umgedreht und sie vergessen. Man wusste nie, wann sie herauspurzelten. Es war wie in der Geisterbahn. Ich wäre wirklich gern mit Magdalena und Otto zu Hause im Schatten der Weiden geblieben. Während an uns Bäume, Leitplanken und Büsche vorüber rasten, sprach ich im Stillen ein Gebet: ‚Ich muss nicht unbedingt schneller in die Höhe wachsen, heilige Muttergottes! Nur meine Hände, meine Hände lass’ bitte so schnell wie möglich riesig groß werden, damit ich sie nicht in den Geburtskanälen von Säuen versenken muss!‘

Ich wippte Magdalena leicht mit den Knien. Sie juchzte vergnügt, obwohl ihre Haut von der Hitze leicht gerötet war und glänzte. Sie wusste nicht was los war, sie war dankbar für alles, die kleinste Aufmerksamkeit und gab sie tausendfach zurück. Ihr Gemurmel klang als betete sie auch für mich.

Mitten auf dem Hof der Schornheims stand eine mächtige Rosskastanie.

‚Eine Aesculus hippocastanum.‘ Ich hob Magdalena ein bisschen hoch, damit sie gut raussehen konnte. ‚Schau genau hin, da schauen stachelige Koboldköpfe zwischen den Blättern hervor.‘ Sie patschte mit den verschwitzten Händchen begeistert an die Scheibe.

Adam parkte vor dem offenen Kuhstall. Stechender Güllegrubengeruch stand zwischen den Gebäuden. Aus der Dämmerung der Boxen drangen, als wir vorübergingen, dumpfe Tiergeräusche, Stampfen, Kauen, verhaltenes Muhen, Kuhscheiße flatschte herab, es rieselte Urin, unzählige Kuhaugen starrten uns an, dunkel und träg. Sie machten den Eindruck, sie tuschelten über uns.

An einem niedrigeren Gebäude am äußersten Ende vom Hof wurde gerade eine Stalltür aufgeschoben. Der Bauer trat aus der geöffneten Tür auf den sauber gekehrten Hof. Schwalben flitzten mit spitzem Geschrei umher. Kein Strohalm hatte sich hier zwischen die Pflastersteine verirrt. Der Bauer blieb nach einigen Schritten in unsere Richtung mit verschränkten Händen stehen und sah unserer kleinen Truppe verwundert entgegen.

Aus dem Schweinestall war kein Laut zu hören. Kein Gurren, nichts. Ich kannte diese gefährliche Stille. Die Sau hatte sich völlig verausgabt, das würde Adam gleich sagen, er würde an die geschwollenen Zitzen des Mutterschweins fassen und sie massieren und dabei erklären, dass sich das falsch liegende Ferkel jetzt in die richtige Position begeben könnte, wenn es denn wollte und ich würde nichts anderes tun als darum noch mehr zu beten, als um die großen Hände.

„Der Müller ist im Urlaub, der Sauerbach, alle sind sie im Urlaub...“ jammerte der Mann, „deshalb haben wir Sie ...“

„Prokovsky“, sagte Adam und streckte die Hand aus, „sagen Sie gern Pro.“

„Ja, ja, der Pole ... ich weiß schon.“ Der Bauer ignorierte Adams Geste.

„Wir sind Deutsche ...“ mein Vater sah aus, als wolle er etwas erklären, dann ließ er die Hand fallen und ging verärgert auf die Stalltür zu.

„Wir kennen uns noch gar nicht ...“ rechtfertigend hob der glatzköpfige Mann die Schultern und blieb stehen. Ein kurzer Ruck ging durch seinen Körper. Er hob den Kopf und betrachtete Otto, Magdalena und mich, als seien wir jetzt erst sichtbar. Dann schien er zu begreifen, dass Otto, der gerade aus einem Wassereimer seinen Durst stillte, ein Hund war.

„Der bleibt draußen!“

Sein ausgestreckter Finger veranlasste Otto, halt zu machen. Mit einem Blick zu

mir setzte er sich. Ich strich ihm über den Hals und schickte ihn in den Schatten des Scheunenvordachs. Der Bauer machte eine herrische Bewegung.

„Was sollen denn die Kinder hier?“, rief er Adam hinterher.

„Mein Sohn Feliks, Magdalena, meine Tochter ...“

„Wir sind ja kein Familienausflugsziel! Die haben hier nix verloren!“

Ein Hoffnungsschimmer ... Ich hielt Magdalena fester als nötig und rührte mich nicht von der Stelle. Adam warf einen kurzen Blick auf die breiten Hände des Bauern, dann fasste er mich ein wenig unsanft, wie ich fand, an der Schulter und lenkte mich in den Stall. Den Bauer ließ er stehen.

Wir traten leise ein. Zu meiner Überraschung war die Sau gescheckt wie eine Kuh. Sie lag auf der Seite und sah aus, als stecke ein Öltank in ihrem Leib. Die Bäuerin wässerte den Schweine-Rüssel, es war wahrscheinlich das einzige, das sie jetzt noch tun konnte. Sie wirkte recht mutlos und sah nur kurz auf. Die Sau war beängstigend still.

„Jessesmaria!“ Wetterte der Bauer in den mit Stroh ausgelegten Raum hinein. Das Tier schreckte auf schwerfällige Art zusammen. Der lange Schatten des Bauern fiel bis an die hintere Stallwand und verdunkelte das Gesicht seiner Frau.

„In Polen kommt ihr immer mit der ganzen Entourage an, ja?“

Die Bäuerin warf ihrem Mann einen verärgerten Blick zu. Adam desinfizierte die Hände und kniete sich vorsichtig neben den aufgetriebenen Bauch der Sau.

„Aus dem Licht!“, befahl er dem Mann, der widerwillig eintrat und sich erst auf eine ungeduldige Armbewegung der Bäuerin hin in die Ecke verzog.

Die Zitzenleiste stand wie eine Reihe kleiner gefüllter Luftballons vom Körper der Sau ab. Adam befühlte zuerst den Bauch, dann jede einzelne Zitze genau, bevor er aus einer, die ihm passend erschien, Milch in einen mitgebrachten Behälter molk.

„Wszystko będzie dobrze,“ brummte er dicht am Kopf der Sau, „wszystko będzie dobrze, moja świnia.“ Alles wird gut, mein Schwein.

„Polnische Beschwörungsformeln ...“ hörte ich den Bauer abfällig flüstern.

Adam fuhr dem Tier beruhigend über die Flanke, während er nochmal den

Bauch betastete. ‚Es ihre erste Geburt?‘

Die Bäuerin nickte und nahm Adam den Behälter ab.

‚Das vorderste liegt eindeutig quer und auf dem Rücken ...‘

‚Jessesmaria!‘ Quengelte der Bauer aus der Ecke.

Die Bäuerin wirkte gefasster: ‚Was werden Sie tun?‘

‚Schnell handeln ...‘ ich sah, wie mein Vater die Hände der Bäuerin taxierte und dann mich heranwinkte. Ich sah die aufsteigende Ungeduld, wie sich ein Muskel an seinem Hals verspannte. Ich setzte Magdalena ins Stroh. Die Aufregung gefiel ihr. Sie redete in einem fort in ihrer Wundersprache.

‚Kaiserschnitt?‘, zeterte der Bauer jetzt, ‚Ogottogottogott. Margarethe, ich hab’s doch gesagt!!!‘

‚Er stört ungemain,‘ sagte Adam und verabreichte dem Schwein eine Spritze.

‚Wie solln wir denn auch das noch bezahlen?‘

Adam zog mich zu sich.

‚Was? Das Kind?‘ Krächzte der Bauer.

‚Schicken Sie ihn raus!‘ Adam rieb meinen Arm bis zur Hand hinunter mit Desinfektionslösung ein.

Die Bäuerin zögerte kurz.

‚Sofort.‘

Sie erhob sich vorsichtig und bugsierte den völlig aufgelösten Mann vor die Tür. Er wehrte sich schwach.

Das Schwein ruderte ein wenig mit dem in die Luft ragenden Bein. Ich formte meine Hand, wie ich es etliche Male geübt hatte zu einem Trichter und ließ mich von Adams Anweisungen leiten, versuchte nur zu spüren, an nichts zu denken. Magdalena sah aufmerksam zu. Ich fühlte das kleine Ferkel, glitschig und hart. Ich fasste es, wie Adam mich anwies und drehte es auf den Bauch. Kurz darauf plumpste etwas Lebendiges ins Heu.

Adam küsste mich voller Überschwang. Die Sau grunzte. Die Bäuerin weinte. Magdalena wippte mit den Armen und lachte.

Die Geburt dauerte noch eine Weile.

Adam holte den zerknirschten Bauern wieder herein. Unzählige kleine Ferkel

purzelten nacheinander ins Stroh. Die Bauern rieben sie mit Heu ab und legten sie an die Zitzen der Sau. Und ich hatte ein sehr warmes Gefühl in der Brust, als ich Magdalena die schmatzend trinkenden Ferkel zeigte.

Der Bauer brachte ein Tablett mit Schnaps und für mich ein Glas frische Milch.

„Also, danke,“ er hob gerührt das Glas, „wir ...“

„... wir haben viel Pech gehabt in den vergangenen Wochen,“ fiel ihm die Frau ins Wort, „zwei Kaiserschnitte! Eine Sau ist uns mitsamt der Ferkel gestorben. Und die Rechnungen liegen hier alle noch unbezahlt herum.“

„Nicht jeder Kaiserschnitt ist unbedingt nötig,“ Adam prostete den beiden zu, „aber man ist gut beraten, wenn man Vertrauen zu seinem Tierarzt hat.“

Die Gläser klirrten.

„Haben wir ... jetzt.“ Der Bauer kniff die Augen zusammen und schluckte den Schnaps in einem Zug hinunter. Dann kam er auf mich zu.

„Haha, ein Prachtskerl bist du!“, sagte er so laut, dass Magdalena zusammenzuckte und ich fühlte mich wie ein Kalb, als er ein wenig unbeholfen mein Gesicht tätschelte.

Schruppschruppschrupp.

Die Sommerferien neigten sich dem Ende. Irene war zurück. Wir hatten sie längere Zeit nicht gehört und gesehen. Sie musste verreist gewesen sein. In glühender Mittaghitze schien sie wieder auf und ab zu patrouillieren. Selbst der grelle Gesang der Grillen klang in dem bescheuerten Lärm sanft.

Adam und ich pellten Erbsen in der Badehütte. Der Rand unserer Daumennägel leuchtete erbsengrün. Nackt saßen wir uns mit gekreuzten Beinen gegenüber, öffneten in gleicher Bewegungsfolge die Schoten und trieben mit dem Daumen die Früchte aus der Schale. Wir sprachen kaum miteinander, genossen beide das unspektakulär monotone Geräusch der kleinen Kugeln, die in der Schüssel aufeinander prallten. Magdalena war mit der Erforschung eines raschelnden Cellophan-Papiers beschäftigt, Otto döste. Das Radgeräusch kam eindeutig näher. Es stoppte kurz. Dann hörte ich es nur noch gedämpft, als würde das Rad über Gras rollen. Ich stand auf, um nachzusehen, ob sie sich auf uns zu bewegte.

„Ist da jemand?“ Adam steckte sich eine Handvoll Erbsen in den Mund.

„Hört sich schwer nach Irene an.“

„Vielleicht hängst du dir das um?“ Er warf mir ein Tuch hinterher.

Aus der Tür des Bauwagens heraus sah ich das rothaarige Mädchen das Rad durch die ungemähte Wiese schieben. Irgendetwas trieb sie regelrecht auf uns zu. Warum stellte sie es nicht ab? Vielleicht fürchtete sie, es könne geklaut werden. Von mir womöglich. Sie hatte mit Sicherheit meinen neidvollen Blick gesehen, als sie zu Ferienanfang bei uns auf und abgefahren war. Aber sie wusste nicht, dass ich den Preis kannte, den sie vermutlich für das Rad bezahlt hatte. Mit ausgestreckten Armen hielt sie den Lenker, den Kopf gesenkt. Ihr gnomenhaftes Gesicht hatte ganz sicher gerade einen verbissenen Ausdruck. Egal was ihre Absicht war, es würde dieses Mal zu meinen Bedingungen laufen. Ich würde ihr, wenn sie vor mir stand, Ort und Zeit nennen, wann ich ihr den Beweis meines Alters lieferte und sie hatte mir umgehend zu sagen, was vor einigen Monaten mit Magdalena geschehen war. Ich spürte das Blut eines

Kriegers in mir pulsieren, als ich sie so auf mich zukommen sah. Ich knotete den Stoff über der Hüfte und ging die Treppe hinunter, ihr entgegen.

Irenes Gesicht war nass und schmutzig. Tränen krochen durch grauen Staub, der auf ihren Wangen klebte, mehrfach von hier nach dort gerieben, man sah die Spuren ihrer Finger. Sie sprach in abgehackten Sätzen, vergaß zu atmen, schluchzte stattdessen. Ich verstand nichts. Es war ein Stakkato an wirren Satzketten, je näher wir uns kamen, desto lauter.

Hinter mir kam Otto angelaufen. Er beschnupperte fiepend einen kleinen Korb an der Rücklehne vom Fahrradsitz. Irene wimmerte schauerlich. Der Hund ließ nicht von dem Korb ab, fuhr mit der Zunge immer wieder über das Geflecht.

„Was ist los?“, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf, ihr Kinn zitterte so stark, dass sie kein Wort hervorbrachte. Aus den kleinen Öffnungen im Korb sah ich jetzt, tropfte Blut.

Adam musste Glücks linkes Hinterbein amputieren, es bestand nur noch aus Knochenbrei, er hatte keine andere Wahl, wenn der kleine Hund überleben sollte. Ein Vorschlaghammer, ein Auto, ein schwerer Stein, die Unfallursache war nicht aus dem Mädchen herauszubekommen, die Verletzung so schwer, dass mein Vater sagte, wenn er es nicht besser wüsste, hätte er gezielte massive Gewalteinwirkung vermutet. Junge Hunde hätten eigentlich recht weiche Knochen, wie Kleinkinder.

Irene schien selbst wie unter Narkose, als sie mit dem noch betäubten Hund auf dem Arm aus der Praxis kam. Schlafwandlerisch setzte sie einen Fuß vor den anderen. Sie hatte sich nicht rausschicken lassen, während das Bein entfernt worden war. Keine Sekunde habe sie zur Seite geschaut, jeden Schritt gefasst verfolgt, erzählte Adam ihren inzwischen eingetroffenen Eltern, die betreten ihrer Tochter entgegensahen, bis sie vor ihnen stand.

„Raubkätzchen,“ entwich Fürst leise auf scharfem Schnapsdunst. Rachel sah ihn merkwürdig berührt an und zupfte nervös an ihrer Frisur. Sie war augenscheinlich im Salon Ursula gewesen.

„Was ist passiert?“ Alfred kniete halb vor seiner stummen Tochter. „Ein Unfall? Sag schon!“ Er rüttelte sanft ihre Schulter. Ihr Blick hing an dem schlafenden Hund.

„Kind, wenn jemand das Tier angefahren hat, musst du es uns sagen!“

Es kam kein Ton aus ihr.

„Du hast es nicht gesehen? Ihn verletzt gefunden?“

Sie blickte kurz auf und nickte dankbar, als würde sie sich jetzt erinnern.

Ihre Mutter stieß einen erleichterten Seufzer aus: „So, und jetzt?“ Sie befühlte ihre leuchtend roten Nägel.

Jeder von uns hätte etwas darum gegeben, das kratzbürstige Mädchen zurück zu haben. Dieses hier war völlig fremd und ohne Gebrauchsanweisung. Sie stand nur da, in offensichtlich jämmerlicher Verfassung. Keiner schien zu wissen, was zu tun war. Es fehlte nicht viel, ich hätte sie getröstet.

„Der Hund wird demnächst aufwachen.“ Adam streifte vorsichtig Irenes Wange. Glücks Atem ging flach und schnell. Adam machte ein besorgtes Gesicht. Sie hielt das verletzte Tier schützend enger an den Körper.

„Hier draußen hat er im Moment nichts verloren.“

Sie rührte sich nicht.

„Er gehört in den Aufwachraum.“ Adam nahm das weiße Bündel sacht aus ihrer Umarmung.

Sie sah meinen Vater an, als habe er sie unsanft geweckt.

„Er muss noch hierbleiben“, erklärte er.

„Nein!!!“ fauchte Irene.

Alle atmeten auf. Für einen Moment schien sie wieder die Alte.

„Du kannst ihn nicht mitnehmen!“ Ihr Vater trat zwischen Adam und sie.

„Dann bleib ich auch hier“, sagte sie leise.

Rachel zuckte mit den Schultern. „Soll sie doch hier bleiben.“

„Bis zum Abendbrot?“ Vermittelte Fürst ungewohnt diplomatisch.

Rachel hob wieder die Schultern. Irene reagierte nicht.

Der Schrauberfürst beugte sich über das schweigende Mädchen, schob ihr das Haar hinter die Schulter und sah sie fragend an. „Also?“

„Bis ich Glück mit nach Hause nehmen kann,“ bestimmte sie.

Die Gegenwart der Fürst-Tochter fühlte sich an, wie der dornenlose Zustand einer Pflanze, die es eigentlich nur mit Dornen gab. Alfred und seine Frau hatten das Bonanza-Rad eingeladen, waren in den grünen Jeep gestiegen und längst nach Hause gefahren als Irene immer noch, wie ihre eigene Doppelgängerin, vor der Praxis saß. Ich behielt sie eine Weile vom Haus aus im Auge. Je länger ich hinübersah, desto mehr wuchs in mir der Glaube, es habe sich eine Tür geöffnet, durch die ich eintreten konnte, der passende Moment, die Wahrheit zu erfahren sei gekommen.

Sie tat nichts außer dort zu sitzen. Der Schatten vom Wohnhaus erfasste Stück für Stück die Bank, irgendwann befand sich das Mädchen in einem dunklen Schattenkasten und verschmolz mit der Farbe der Backstein-Wand in ihrem Rücken. Ich ging zu ihr und setzte mich neben sie. Aus der Nähe waren ihre Ohren noch blattähnlicher als ich sie in Erinnerung hatte. Ihr ganzes Wesen schien vergnügt. Ein einsames, verletzlich-Gnomemädchen. Ich blieb eine ganze Weile neben ihr sitzen, wollte mich versichern, dass die Ruhe, die ich wahrnahm nicht, wie auf einer gut verschlossenen Sprudelflasche sitzend, beim falschen Wort in einer lautstarken Explosion endete. Ein Hauch vom Parfüm ihrer Mutter hing an ihr, die Reste fliederfarbenen Lacks leuchteten auf ihren schmutzigen Nägeln. Wir saßen dort eine ganze Weile.

Dann nahm ich Irenes Hand, kalt und glatt wie der Panzer einer Schildkröte. Ihr Atem war kaum hörbar. Heuschrecken sprangen kreuz und quer über die hellen Samenstände der Gräser, die dürren Beine im Bogen ihres Flugs gestreckt. Sie fragte nicht wohin, folgte mir widerstandslos über die Wiese, durch Wolken schwebender Pusteblumensamen bis hinunter zum Stauwehr auf den schmalen Brückensteg. Wir ließen lange die Füße über das Wasserbecken hängen und sahen dem Bachlauf hinterher, den die Sonne um diese Tageszeit nicht mehr erreichte. Wie ein dunkler Weg wand er sich zwischen Wiesen und Feldern. Über der Stadt zogen, vom Abendlicht beleuchtet, rosa-goldene Wolken auf.

„Ich will ...“ setzte ich an.

„Du willst wissen, was passiert ist, als deine Schwester verschwunden ist.“

„Ja.“

„Dann sag mir, womit du beweisen willst, dass du schon fünfzig bist.“

„Niech to diabli*!“ murmelte ich. (*verdammte Scheiße!)

„Was?“

„Nichts.“ Ich spürte, dass es jetzt schnell gehen musste, wenn ich den Mut nicht verlieren wollte, stand auf und ließ die Hose fallen.

Sie sah mich verständnislos an und rutschte ein Stück von mir ab.

„Hier. Fünfzig Jahre.“ Ich verbarg den Penis in der Hand und zeigte ihr meine Eier, „Du siehst ja wohl die ganzen Falten,“ sagte ich. „das ist hoffentlich Beweis genug?“

Sie starrte erschrocken auf die verschrumpelten Hoden.

„Jetzt du!“ Eilig knöpfte ich die Hose zu.

„Kann ich sie anfassen?“

„Du spinnst wohl!“

„Ich will wissen, ob sie echt sind.“

„Was denkst du denn? Natürlich sind die echt!“

„Glaube ich nicht.“ Ihre Stimme bekam einen mir vertrauten, unangenehmen Unterton. „Du hast deine Hand da irgendwie so komisch drüber gehalten.“

„Es geht um die Hoden!“

„Zeig nochmal.“

Ich ging einen Schritt näher an sie heran, riss nochmal die Hose runter und hielt ihr Penis, Eier, alles vor die Nase.

„So. Jetzt kannst du nochmal schauen: Alles echt!“

Blitzschnell griff sie mir zwischen die Beine. Der Schreck fuhr von der Körpermitte bis in die Haarwurzeln. Ihr Griff war nicht fest, aber angsteinflößend. Meine ältesten Körperteile zogen sich gefühlt auf die Größe eines Ameiseneis zusammen. Das Mädchen hatte jetzt die Hand daruntergelegt und hob sie leicht an.

„... fühlt sich schön an. Wie eine kleine schrumpelige Frucht.“

Ich atmete vorsichtig aus. Sie befühlte zart, mit den Fingerspitzen jede Hautfalte. Irgendwie, es entzog sich meiner Kontrolle, schnellte zeitgleich der Penis in die Höhe. Wir erschraaken beide. Ihre Hand zuckte zurück. Ich drehte mich eilig zur Seite.

Ein sanfter Wind fuhr über die Wiesen, einhellig neigte sich alles in leichtem Rauschen. Ich hatte mich wieder neben sie gesetzt. Die Pflanzen um uns schienen näher gerückt, ich meinte ihre Unterhaltung, den Bach ganz leise singen zu hören. Wir schwiegen beide schon ziemlich lange.

„Jetzt du.“ Sagte ich endlich und sah dabei auf das Wasser.

„Okay,“ begann sie. „An dem Nachmittag wollte ich dich besuchen. Keine Ahnung, warum. Lou hat mich reingelassen, du warst nicht da, aber sie wollte mir das Baby zeigen. Wir sind die Treppe rauf. Deine Schwester hat irre laut geschrien, als wir in ihr Zimmer kamen. Lou hatte so ein paar Zettel in der Hand, die hat sie die ganze Zeit nicht losgelassen. Aber sie ist hingegangen, hat das Baby auf den Arm genommen und ein bisschen herumgetragen. Es war ihr egal, dass das Papier zerknickte. Ich weiß noch, dass sie gesagt hat: ‚Wahrscheinlich ist Feliks nicht im Haus. Otto ist auch nirgends zu sehen. Ich schätze, die sind zu Ga gegangen.‘ – Äh-m, wer ist Ga?“

„Eine alte Freundin. ...“

„Das hat Lou auch gesagt. ... aus deiner Klasse?“

Ich schüttelte den Kopf „Nein, richtig alt ...“

„Ne alte Frau?“

Ich nickte ungeduldig. „Erzähl ...“

„... Magdalena hat nicht aufgehört zu schreien, wütend hat es sich angehört. Richtig wütend. Ich hab’ gesagt, dass sie bestimmt Hunger hat. Lou hat sich hingesetzt und dem Baby die Brust gegeben. Gleichzeitig hat Lou diese Zettel gelesen, manchmal hat sie Worte oder Sätze gesprochen, dazu eine komische Bewegung gemacht, als wäre sie jemand anderes. Vielleicht probiert sie was aus, hab ich gedacht ... Ich weiß nicht, was sie gesagt hat, aber ich glaube, sie hat gar nicht gemerkt, dass das Baby aus ihrer Brust trinkt. Jedenfalls gab’s so

Momente, da war sie irgendwie woanders, ich schwör, sie hat nicht gesehen, dass ich am Fenster stand ... sie hat mich einfach nicht gesehen! Und irgendwann war deine Schwester still. Eingeschlafen. Lou hat auf diese Zettel gestarrt, als würde dort ein spannender Film laufen, auf dem Papier. Sie ist aufgestanden, das Baby wie so ein Kissen unterm Arm. Im Vorbeigehen, bevor sie nach unten gegangen ist, hat sie es in die offene Kommode gelegt.'

, ... ?'

,Ich wollte das Baby nicht wecken und Lou nicht stören. Ich bin nach Hause gegangen.' Sie zuckte mit den Schultern und grinste.

,Du hast was vergessen ...', ich empfand ihr Grinsen als Schuldeingeständnis.

, ... '

,Du hast die Kommode zugemacht!'

,Hab ich nicht!'

,Die Kommode war aber zu!'

,Dann hat Lou sie zugemacht ...'

,Du lügst!!!' Ich fühlte mich betrogen.

,Ich hab dir erzählt, was ich gesehen habe.'

,Ja, und hast einen Teil weggelassen!', schrie ich wütend. ,Deinen Teil!'

,Das ist die Wahrheit!', brüllte sie zurück.

,Du bist eine elende Lügnerin!'

,Es ist wahr, alter Knacker!'

,Irene!' Adams Stimme schallte über die Wiese.

Sie stand auf. ,Du kannst mich mal!'

Die Sonne zog sich aus dem Tal zurück, aus den Wiesen stieg ein schmales Nebelband, auf dem die wuchtigen Kuhleiber jetzt trieben wie auf einem Sahnensee. Das Gras war schon feucht. Mit großem Abstand zueinander liefen wir zum Haus zurück. Bei jedem Schritt sah ich Irenes blanke Fußsohlen zwischen den grünen Halmen leuchten und fragte mich, warum ich ihr nicht glauben konnte.

Ich ärgerte mich grenzenlos. Was Irene sagte konnte nicht die Wahrheit sein.

Wenn es die Wahrheit war, hatte sie etwas Entscheidendes verschwiegen. Eine halbe Wahrheit war ebenso eine Lüge. Meine Hoffnung hatte sich in nichts aufgelöst. Meine Hoffnung, Louise etwas sagen zu können, das sie freisprach von ihrem eigenen Vorwurf und sie auf schnellstem Weg zu uns zurückbrachte. Der Preis, den ich bezahlt hatte war bei weitem zu hoch.

In den nächsten Tagen kam Irene Fürst jeden Morgen zu Adam in die Praxis. Ich ertrug ihren Anblick kaum. Er machte mich wütend. Extrem unbeholfen rückte sie auf Rollschuhen an. Sie schienen neu zu sein. Vielleicht wollte sie ihrem Hund damit das Gefühl geben, nicht allein zu sein mit seiner Behinderung, was völlig unnötig war, der Spitz flitzte schon kurz nach der Amputation umher, als habe er niemals mehr Beine zur Verfügung gehabt. Sein Frauchen hingegen bewegte sich linkisch, wie eine unter Strom stehende Marionette. Die Knie lädiert und ihr Gesichtsausdruck bei jedem Rollschritt, auch nach Tagen noch, hoffnungslos verbissen. Aber sie zog die Dinger nicht aus.

Sie wechselte den Verband ihres Hundes, wie mein Vater es ihr gezeigt hatte und kam täglich, um kontrollieren zu lassen, ob sie alles richtig gemacht hatte.

„Wie geht’s ihm?“, fragte ich eines Abends. Sie war gerade dabei vom Hof zu rollen. Ich fragte, mehr um zu klären in welcher Stimmung sie war, als aus Interesse an dem Hund, der Otto und mich ununterbrochen ansprang und dabei penetrant kläffte. Das Kläffen war neu seit der Amputation und klang unangenehm aggressiv.

„Kapiert du es nicht, Schrumpfei?“

Ich starrte sie an. Ich hatte mich wohl verhört.

„Er will mit dir spielen, Mumiensack!“

Die dornenspitzen Eckzähne des kleinen Tiers ließen mich augenblicklich an Irenes unvorhersehbare Beißattacken denken. Ich brauchte einige Sekunden, um mir die Szenerie an jenem Morgen in ihrem Haus zu vergegenwärtigen. Sie hatte mir bereits den Rücken zugekehrt und rollerte in Stakkatobewegungen

davon.

„Ganz schön große Klappe für jemanden, der sich die Haare noch von seinem Vater bürsten lässt!“, schrie ich ihr hinterher und beobachtete wie sich ihre Schultern und ihr Nacken versteiften, wie sie mit sich kämpfte, sich nicht umzudrehen, nichts zu entgegnen und wie sie mühsam versuchte sich schneller von der Stelle zu bewegen und schließlich, am Ende des Wegs, wortlos in einer ängstlichen Bewegung, nach mir umdrehte.

Das Hortensienmeer unter unserem Küchenfenster war verblüht, die Bäume trugen keine Früchte mehr und das Heu stand wie eine Armee Gesichtsloser zum Trocknen auf Holzgestellen in den gemähten Weiden. Es war längst zu kalt, um mit offenem Verdeck zu fahren.

Da kam Lou. Plötzlich war sie in der Diele. Braungebrannt, in Lederhosen, das Haar unter einer Tweedcap verborgen, derbe Schuhe an den Füßen. In ihrem Sog fegten wir und alles, was sie mitgebracht hatte durchs Haus. Halbgeöffnete Koffer, Klamotten, Geschenke, Teile von Requisiten, Spezialitäten aus den Bergen, ein Strauß Alpenkräuter, der längst in Einzelteilen, überall seine Spuren hinterließ. Ihrer Tochter hatte sie eine Schaukel mitgebracht, die im Gebälk der Küche aufgehängt wurde und nun saß das kleine Mädchen wie eine Prinzessin darin und kaute mit kleinen Zähnen auf Apfelschnitzen herum. Lou konnte kaum fassen, wie sehr sich Magdalena in ihrer Abwesenheit verändert hatte. Und wir waren beglückt, über jedes Anzeichen von Lous erneuter Anwesenheit. Der Grund ihres viel zu langen Fernbleibens geriet darüber in diffuse Erinnerung. Obwohl die Luft bereits kühl war und das Wasser regelrecht in die Haut biss gingen Lou und Adam oft am späten Nachmittag im Bach baden. Ich hörte sie kreischen wie Kinder. Sie machten gemeinsam Übungen im Garten, die Lou von einem Chinesen gelernt hatte und bewegten sich, einer das Spiegelbild des anderen, im Gleichklang über die Wiese. Sie glitten in kämpferische Synchrongebärden, die Schatten der bunten Blätter wie lebendige Kleidung auf der nackten Haut, die hellen Körper in träumerischem Tanz verloren. Ihre Mienen waren hoch konzentriert. Ich bewunderte die Schwerelosigkeit, die Adams Körper ausstrahlte. Manchmal verschwanden beide spurlos für einige Stunden und bei ihrer Rückkehr schimmerte ihre Haut, als wäre ihnen der Sommer irgendwo begegnet.

Doch der Winter war bereits spürbar, wenn man morgens das Fenster öffnete. Bevor es schneien würde sollte Lou unbedingt lernen wie man Borschtsch

kochte und Rogaliki, polnische Hörnchen herstellte. Für einen erträglichen Winter war beides unabdinglich, behaupteten die Frauen aus der polnischen Gemeinde. Die älteren Frauen wussten noch wenig über Lou. Sie ließ sich bereitwillig zum Schneiden von Gemüse einspannen, kostete freudestrahlend den frisch gekneteten Teig und staunte über das kunstvoll gerollte Gebäck, das mit Marmelade gefüllt wurde. Sie fand Worte, die jeden glücklich machten, aber keinen Gefallen am Kochen und Backen. Lieber erzählte sie vom Dreh in den Bergen, von einem Erdbeben, der sie sogar leicht am Kopf verletzt hatte, von gefährlichen Stunts, von Schießereien und einer Gams, die in einen Gebirgsbach gestürzt war und mit dem Helikopter hatte gerettet werden müssen. Wir saßen oft bis spät in die Nacht am Tisch im offenen Essraum. Leute vom Funk und der polnischen Gemeinde kamen vorbei, eine Zigarette ging von Hand zu Hand, und Magdalena wanderte von Arm zu Arm. Sie wirkte glücklich in dem ganzen Trubel und unterhielt sich in ihrer Sprache. Je öfter die Zigarette herumging, desto mehr verstanden die Rauchenden was sie ihnen sagte, manche begannen sogar zu sprechen wie sie, doch im Mittelpunkt stand immer Lou. Lou, die eine Anekdote zum besten gab, die einen Schauspieler imitierte, laut über neue Projekte nachdachte und lachte, so lachte, dass es in allem widerhallte.

Raureif legte sich über die herbstmüde Natur, Magdalena bekam eine dicke Mütze und ich musste Handschuhe tragen, wenn ich mit dem Dreirad bis zu Gains nächstes Tal hinüber fuhr. Sechs kleine Zedernpflanzen hatten in einem ihrer beheizten Gewächshäuser vor der Kälte Zuflucht gefunden. Ich wäre gern mit umgezogen, in unserem ohnehin schon kühlen Haus wurde es plötzlich deutlich kalt. Offenbar funktionierte die Ölheizung nicht. Früh am Morgen bevor er mit Otto einen Gang über die Patientenweide gemacht hatte, zündete Adam den Kamin im Erdgeschoss an. Wir frühstückten dann zu dritt und wenn Lou, spärlich bekleidet, nach unten kam, war es bereits angenehm warm. Mittags allerdings, wenn ich von der Schule zurückkehrte und Adam mit Magda aus der Praxis herüberkam, traten wir alle in ein eisiges Haus und fanden Lou halb

unterkühlt mit Zettelbergen unter Woldecken vor. Die Kachelöfen gingen regelmäßig aus, weil sie vergaß, sich um das Feuer zu kümmern.

„Für so ein Feuer muss man Verantwortung übernehmen,“ bat Adam, „nur ein bisschen ...“

„Das kann ich nicht,“ sagte Lou, ohne verärgert zu wirken, „wir lassen die Ölheizung auf Vordermann bringen. Darum werde ich mich kümmern.“ Sie durchwühlte Adams Haar und küsste ihn heftig. Er rang nach Luft, flüsterte aber: „Einverstanden!“ und in den folgenden Tagen stand ein umgebautes Feuerwehrauto mit der Aufschrift „Gustav Junker Heizungsbau – wir machens Ihnen warm, genau!“ zwischen Haus und Praxis.

Ein kleiner, muskulöser Mann in Latzhose rannte die Kellertreppe rauf und runter und wir sahen alle wie Lou ihm im Weg stand und offenkundig darauf wartete, dass es endlich wärmer wurde. Im Hof reihten sich in Kartons gehüllte Ersatzteile, Handwerkerlärm hallte von unten herauf und mit dem aufsteigenden Geruch von Öl war ich stark an unsere Zeit nach Ottos Unfall und die ersten Wochen mit Lou erinnert.

Kurz vor dem Wochenende kam mir auf dem letzten Stück Nachhauseweg nach der Schule der Wagen des Klempners entgegengerast, als habe er einen Brandeinsatz.

„Völlig durchgedreht, der Typ,“ dachte ich, ich musste in den Graben springen, um nicht von ihm erfasst zu werden. Weit vor unserer Einfahrt sah ich Otto auf der Straße, er hob bei meinem Anblick den Kopf und trabte auf mich zu. Sanft stieß er meine Schulter, als er mich erreichte. Ich kannte diese Geste von ihm, wenn ich Trost brauchte. Irgendetwas war los.

Die Haustür stand offen, Lou schimpfte laut vom Keller herauf. Es war nicht zu hören, um was es ging, wem oder was es galt. Magdalena saß zwischen Esszimmer und Küche in ihrem Sitz, wie vor kurzem dort stehen gelassen. Etwas verloren streckte sie die Arme nach mir aus. Ich hob sie heraus, spürte wie schnell ihr kleines Herz schlug und fand Adam im Treppenhaus auf dem untersten Absatz, den Kopf in die Hände gestützt. Er nahm mich nicht wahr. Ich

stieg über die Wendeltreppe hinter der Küche in den ersten Stock, um die Situation im Treppenhaus von oben einzuschätzen.

Lou kam offenbar gerade aus dem Keller. Dort unten standen die wenigen Dinge, die sie bei uns lagerte. Alte Skripte, Koffer und eine Reisetasche. Ein langer Reisverschluss wurde zu- oder aufgezogen.

„Und du hast jetzt immer, wenn ich in der Praxis ...?“

„Adamek,“ ihre Stimme hallte jetzt weniger und klang versöhnlich, „ich hab’ dir gesagt, es passiert immer nur einmal. Einmal! Es ist bedeutungslos! Es ist lieblos! Es ist nie eine Passion ... Und es war nur dieses eine Mal! Heute! Und es war ein total blöder Zufall, dass du ...“

„Ich würde einiges darum geben, nicht Zeuge gewesen zu sein!“

„Ja.“

„Ich kann es akzeptieren, wenn es abstrakt bleibt. Mich da reinlaufen zu lassen, das war, das war ...“

„Du wusstest, dass es passieren ...“

„Aber nicht, dass ich Zuschauer werden kann, und schon gar nicht hier!“

„Das war doch nicht geplant!“

„Natürlich nicht!“

„Wie soll ich mich, wie soll ich die Kinder vor diesen Gustavs schützen?“

„Gustavs?“

„... stand auf seinem Wagen! Gustav irgendwas. Verdammt!!!“

„Ach, Adam, verstehst du denn nicht? Sie haben keine Namen!“

Es drangen Geräusche und Laute herauf, die darauf schließen ließen, dass sie sich umarmten. Dann wurden Worte gewechselt, leise, ich konnte nichts verstehen und kurz darauf waren Schritte zu hören, eindeutig Lous Schritte, hart und schnell, die Haustür ging fast geräuschlos zu und der Motor ihres Autos wurde gestartet. Sie fuhr davon.

„Lou ist oben, am Paradies,“ sagte Adam später, ohne dass ich ihn danach gefragt hätte. Mir fehlte damals natürlich eine detaillierte Vorstellung, von dem was vorgefallen war, aber ich sah, dass Adam in den folgenden Tagen litt und

kämpfte und ließ ihn in Ruhe. Kein Schmerz findet Veränderung, wenn er nicht durch das öde, weite Feld der Einsamkeit gehen darf, das wusste ich, damals schon, und dass Lou ihn deshalb allein gelassen hatte.

„Wenigstens haben wir es jetzt warm“, freute sich Adam irgendwann ohne Zusammenhang, als Lou längst wieder zurück war. Sie hob den Kopf und las in der eingetretenen Stille in seinem Gesicht während er in ihrem las und dann lächelten beide, als hätten sie gefunden, was sie suchten. Und wenig später, mitten im Winter, heirateten sie.

„Ein Tag an dem ein Kind nicht mindestens einmal herzhaft lacht ist ein vertaner Tag!“, sagte Eugeniusz und beobachtete gemeinsam mit Lou wie Adam Magdalenas Bauch mit der Nase stieß und das Mädchen immer und immer wieder in Gelächter ausbrach. Es klang wie ein kostbar klimpernder Wasserfall. Zu verlockend, es zu bewirken, ein wahnsinniges Glücksgefühl löste es aus.

Lou hatte sich Eugeniusz' Satz ganz sicher in den Terminkalender geschrieben, der von oben bis unten gespickt war mit Listen und Zetteln, die sie an etwas erinnern oder animieren sollten, etwas zu tun. Aber es gab keinen Mechanismus, der dieses Lachen auslöste. Ich empfand Lous' Späße mit dem kleinen Mädchen wie eine Kopie der innigen Momente, die Adam und ich mit Magdalena hatten. Das von Lou erkämpfte Baby-lachen klang, wie ein Dank für die geschenkte Aufmerksamkeit: höflich. Und immer wieder geschah es, dass Lou in ihrem Wunsch nah zu sein, das Mädchen erschreckte. Dann brachte sie Adam oder mir das aufgelöste Kind, das häufig mit einem letzten Schluchzer einen empörten Blick auf seine Mutter warf und sagte hilflos:

„Hab' wohl wieder was falsch gemacht.“

Es war kurz vor Magdalenas erstem Geburtstag, Anfang März. Die ersten Insekten umschwärmten den auffällig duftenden Seidelbaststrauch an der Einfahrt, Huflattich und Kuhschellen leuchteten durch das winterschwach blasse Gras und Magdalena hatte keine Lust mehr, getragen oder gefahren zu werden. Sie langweilte sich schnell, jede Art von Stillstand machte sie unzufrieden. Es

drängte sie nach Bewegung, nach Boden unter den Füßen und nach oben, wie eine Pflanze, die ans Licht will, dachte ich oft, wenn sie sich irgendwo hochzog. Wir waren auf dem Weg zum Kapellenberg. Magdalenas Hände waren noch zu klein, um unsere richtig zu fassen. Mit einer Hand hielt sie sich an Adams kleinem Finger, mit der anderen umklammerte sie meinen Daumen. Lou hatte ihren Arm um Adams Hüfte gelegt. So gingen wir und kamen langsam voran.

„Sie wird bald alleine laufen“, mutmaßte Lou mit einem Blick auf ihre Tochter, die die Füße selbstbewusst voreinander setzte. „Das sind die großen Geschenke, wenn man da dabei sein darf!“

Adam und ich wechselten einen Blick und ließen das Mädchen fliegen. Über viele, viele Meter hinweg. „Magdalena flieg!!!“ Sie machte wilde Schritte in der Luft und lachte das Wasserfalllachen und Lou musste rennen, um uns einzuholen. Die größte Freude lag in der Wiederholung, wir hätten endlos weitermachen können. Der schnelle Lauf löste bei Lou offenbar einen plötzlichen Einfall aus. Atemlos teilte sie uns auf unserer Höhe angelangt mit: Sie braucht ein Blatt, einen Stift. Sofort! Und musste augenblicklich umkehren.

Kaum hatte sie sich auf dem Absatz umgedreht und war außer Sichtweite, gab Magdalena Adams Finger frei. Sie balancierte kurz mit dem Arm, bevor sie wenige Sekunden darauf auch meinen Daumen losließ und lief. Sie lief. Wir konnten es kaum fassen. Nach der Messe, als wir nach Hause kamen, sagten wir Lou aber erst einmal nichts davon.

(Das vierte Jahr)

13 - 07 - 1979

„Bring bloß nicht wieder alles mit zurück!“

„Die Kinder,“ scherzte Adam und zog das Seil fester über den Rost gesprenkelten Metallträger des Warszawa, knotete es fest.

„Natürlich“, Lou bog einen seiner Arme zurück, dass er innehalten musste.

„Keine Einmachgläser, keine Konfitüren,“ sie presste die Schulter unter seine Achsel und küsste Adams Brust, „die Babunia sollte langsam wissen, dass der Krieg vorbei ist! Wir haben letzten Sommer mehr polnische Vorräte mit zurück- als deutsche hingbracht. Wir werden das alles unmöglich in diesem Leben essen können!“

„Und du, keine Erhängten in den Bäumen!“ Er stieß mit der Hüfte gegen die ihre. Lou warf den Kopf zurück und lachte und ich meinte in ihrem Lachen eine große Erleichterung zu hören. Lange schien Adam ihr nicht verziehen zu haben.

Knapp ein Jahr war es her, dass ihr ein italienischer Gustav von Sizilien bis zu uns ins Weihertal gefolgt war. Mit einer Ape. Einem dreirädrigen Kleintransporter. Ich werde nie vergessen, wie der kleine Mann, der dunkle Anzug und das weiße Hemd zerknautscht von der anstrengenden Fahrt, vor unserem Haus aus dem merkwürdigen Auto sprang und mit tiefer, wohlklingender Stimme ‚Louisa‘ rief. Immer wieder: ‚Louisa, amore mio!‘ zwischen den Weiden, unten am Bach, ums Haus und wie er, als ich die Haustür öffnete, um ihn zu fragen, was er wollte, den Laderaum seines klitzekleinen Wagens öffnete und mir ein Schwall Jasminblütenduft entgegenströmte, wie ich ihn niemals zuvor und niemals danach wieder gerochen habe. Das Auto war bis zur Kante gefüllt mit Lous weißen Lieblings-Blütenzweigen, die ein ähnlich derangiertes Bild abgaben wie der Fahrer. Aber ihr intensiver Duft illustrierte, nach allem was danach geschehen ist kann ich das sagen, die Intensität seines Gefühls für diese Frau.

„Ich habe mich total in ihm geirrt,“ sagte Lou, die hinter mir aus dem Haus

gekommen war, ‚ich dachte: Typischer italienischer Macho, stellt sich die durchreisende Blondine als Trophäe ins Regal. Keine Ahnung, wie er an meine Adresse gelangt ist ...‘ Sie sah den Mann und die Ladung seines Wagens mitleidig an, als wäre die Sache damit erledigt und ging wieder ins Haus. Doch Gustavo, wie Adam ihn nannte, Gustavo wollte Louise Chabschitz heiraten. Deshalb hatte er die lange Reise unternommen. Dass sie schon verheiratet war, interessierte ihn nicht. Beinahe zwei Tage befanden wir uns im Belagerungszustand. Der Mann kampierte in dem winzigen Auto auf der Landstraße vor dem Haus. Morgens, auf dem Weg zum Schulbus wäre ich fast über ein Holzscheit gefallen, das er über Nacht offenbar vor unsere Tür gelegt hatte. Ich hob es auf und holte es rein, um es Adam und Lou zu zeigen. Das was falsch.

‚Ein traditioneller sizilianischer Antrag‘, stellte Louise sachlich fest. Sie starrte über die Kaffeetasse auf den Holzklötz in meinem Arm. ‚Wenn man ihn zur Seite rollt ist der Antrag abgelehnt, wenn man ihn reinholt, hat man akzeptiert.‘

‚Wir sind hier aber nicht auf Sizilien...‘ Adam stand verärgert auf. ‚Und mein Sohn kann keinen Antrag für meine Frau akzeptieren! Ich betrachte es als Wink mit dem Zaunpfahl, dass auch mal meine Meinung gefragt ist!‘ Er nahm mir das Scheit ab und ging entschlossen hinaus, um die Sache zu klären. Kurz darauf war die Ape verschwunden.

Am Abend jedoch tauchte sie oben am Waldrand wieder auf. Kornblumenblau und winzig stand sie vor den dunklen Stämmen der mächtigen Bäume, wie ein Spielzeugauto. Im abendlichen Zwielflicht drang ein ungewöhnliches Jammern zu uns ins Tal herab. Ein ziehendes, schmerzhaftes Klagen, wie das eines Säuglings. Magdalena sagte: ‚Eine Katze.‘ Später, als Magdalena schlief, wurde es zu einem unheimlichen Heulen. In der Dämmerung zum nächsten Tag trat endlich Stille ein.

Früh am nächsten Morgen ging Adam mit Otto über die Weiden.

‚Er hat die alte Buche gewählt,‘ sagte er zu Lou bei seiner Rückkehr, ‚am Aufgang zum Höhenwanderweg. Die Spaziergänger werden sich fürchterlich erschrecken. Man kann ihn dort nicht so lassen.‘ Er streifte seine Stiefel nicht

ab, wartete. Es war sichtbar, dass es ihm das Herz zerriss. Aber Lou verbot ihm, hinauf zu gehen. ‚Die Spuren‘, sagte sie nüchtern. Und als Adam das ganze Frühstück über weder aß noch sprach: ‚Er hat Bescheid gewusst, Adam, er war ein freier Mensch.‘ Dann zog sie die Vorhänge waldseitig zu.

‚Als wolltet ihr zurückauswandern ... gibt’s das?‘ Lou stieß die Hände jetzt tief in die Taschen und taxierte das Dach des Warszawa. Die festgezurrite Plastikplane verbarg eine Matratze und einen Entsafter, den Babunia sich gewünscht hatte. Der Kofferraum war voll mit Kisten, Decken und Kissen und einer Picknicktasche für den kommenden Morgen, wenn wir hinter der polnischen Grenze am Nadlesnictwo Rzepin-See anhalten und frühstücken würden.

‚Als deutscher Pole raus, als polnischer Deutscher rein. Die werden froh sein, wenn wir das Land wieder verlassen.‘

Im Halbdunkel prüfte Adam zum ichweißnichtwievielten Mal die Stabilität seiner Transportkonstruktion. Immer wieder ging er um den Wagen, rüttelte hier und dort, dass wir uns auf der Rückbank mitbewegten, wie in einem Boot. Magdalena war längst eingeschlafen in dem ganzen Hin und Her. Das warme Licht über der Eingangstür fiel bis durchs Wagenfenster auf ihre Wange zwischen Bank und Tür, legte Schatten in die kleine Vertiefung an ihrem Kinn. Ich sah wie Adam nochmals die Plane auf dem Dach zurecht zog und sorgsam die letzte Ecke mit einem Zusatzknoten verschnürte.

‚Wann seid ihr da?‘

‚Morgen Vormittag. Wie sonst auch.‘

‚Grüß alle von mir. Ich darf die nächsten Tage im dunklen Schnittraum verbringen während ihr in der Sonne badet. Ich wäre gern mitgekommen.‘ Was sie da sagte war vermutlich nur halb richtig. Die Babunia und Lou waren im vergangenen Sommer bei ihrer ersten Begegnung einige Male aneinander geraten. Der alten Frau war unverständlich, wie man sich den ganzen Tag mit Dingen beschäftigen konnte, die nichts mit dem realen Leben zu tun hatten. ‚Regie für Filme also, als ob man damit jemanden satt machen könnte‘, hörte

ich sie immer wieder sagen ,und dem Mann alles zu überlassen, sogar die Kinder ... sich weder für das Kochen noch für das Backen zu interessieren, noch nicht einmal den Garten! Aber Adamek ist glücklich', schloss sie immer und nahm Lou fest in den Arm, als sei das ihre Pflicht.

Endlich stieg Adam ein. Der Wagen senkte sich leicht.

„Flieg“, sagte er, während Lou die Fahrertür geräuschlos schloss. „Flieg, moje ptaszek, mein Vögelchen in diesen Cutterraum! Ich befreie dich, wenn wir zurückkommen.“

Sie küssten sich lachend ein letztes Mal durch das geöffnete Fenster.

15

14 – 07 - 1979

Silna - Jezioro Wedromierz, Polen

Von weitem schon sah ich Jakubs helles Hemd aus dem Wipfel der höchsten Kiefer leuchten. Ich stellte mir vor, wie er von dort oben den emporwirbelnden Sandstaub beobachtete, der sich im klaren Morgenlicht verfangen hatte und uns tanzend, seit wir von der Dorfstraße abgebogen waren, im Sog des Fahrtwinds folgte. Wie er dem Schwarm Mauersegler, der vorbeistieß neidvoll hinterherschaute, ihr schrilles Geschrei, ihr hundertfaches Flügelschlagen, ein Rauschen, wie von einer einzigen großen Schwinge über sich. Dridridridridri. Sein Leben am Himmel verbringen, kein Gedanke, in einem Nest zu schlafen. Sie schliefen im Flug hatte er Magdalena und mir im vergangenen Jahr erklärt. Fliegend schlafen. Schlafend fliegen. Eines Tages, hatte er uns prophezeit, eines Tages würde auch er dort oben sein und Magdalena hatte an seinen Lippen gehangen und ihn gebeten zu erzählen, wie es sich dort oben anfühlen würde, was anders sei als unten. Und er hatte gesagt, es sei die Unendlichkeit, der man so viel näher sei als auf dem Boden und Magdalena hatte gefragt, was das sei, die Unendlichkeit. Man müsse sich das vorstellen als etwas, das keinen Raum hat, hatte Jakob nach langem Überlegen erklärt, etwas wie eine Schwester vielleicht, eine Schwester der Freiheit. Magdalena hatte genickt. Wahrscheinlich hatte sie mehr gespürt als verstanden was er sagte, aber ihr Nicken war voller Begeisterung gewesen.

Babunia fütterte wahrscheinlich gerade die Hühner. Jetzt spätestens musste sie uns gehört haben. Wir bogen an der torlosen Zaunöffnung auf den Weg zu ihrem Haus. Vielleicht öffnete sie in diesem Moment die Faust, ließ die Körner vor den erschrockenen Hühnern auf den trockenen Lehm Boden fallen und lief in kleinen schnellen Schritten die Böschung hinauf.

„Ist Jakob auch wieder da?“ Magdalena entledigte sich ihrer Sandalen, bereit, aus dem Wagen zu springen sobald er hielt.

„Natürlich!“ Adam hielt das Auto im unübersichtlichen Gras und sah sich nach ihr um. „Alle sind wieder da!“

Wie konnte sie sich an Jakob erinnern? Ein Jahr hatte sie ihn nicht erwähnt, keiner über ihn gesprochen.

Magdalena riss die Autotür auf. Gerade bog Babunia um die Hausecke und streckte die Hände nach uns allen aus. Jetzt zählte nur noch, wer als erster bei ihr war. Magda.

„Meine Liebsten!“ sie drückte und herzte uns immer wieder, alle waren wir ihre „Liebsten“, sie würde niemals müde werden, es zu sagen. Adam hob die alte Frau hoch und trug sie, während sie sich vergeblich wehrte, hinter das Haus. Wir wurden begrüßt wie Verschollene. Am langen Tisch unter der Veranda standen Speisen und Getränke, als seien wir wochenlang durch die Wüste gereist und drohten nun zu verhungern oder mindestens zu verdursten.

Noch während wir auf der Bank saßen, aßen und tranken, begann die alljährliche Bewunderungszeremonie mit den großartigen Übertreibungen. Obwohl ich sonst nicht gerne im Mittelpunkt stand liebte ich dieses Ritual bei dem alles in den schönsten Farben gemalt und in höchsten Tönen gelobt wurde. Weil man ständig etwas aß konnte man schlecht widersprechen und für kurze Zeit fühlte ich mich wie ein neu erdachter Mensch.

Magdalena und Feliks. Wir waren dran. Ich steckte mir schnell ein großes Stück Faworki (frittiertes Gebäck) in den Mund, spürte den schmalzigen Schmelz am Gaumen und hörte aufmerksam zu. Im vergangenen Jahr schon sei mir das Mädchen nicht von der Seite gewichen, sie konnten gar nicht genug bekommen von diesem Bild: Bruder und Schwester in einträchtiger Harmonie. Der große Junge und das kleine Mädchen. Das perfekte Paar! Wer wünschte sich nicht einen solchen Bruder. Wie ich ihr die Welt erklärte, mit welcher Geduld! Und wie sie mir zuhörte! So ein kluges Mädchen! Als Tante Roza begann, Magdalena wegen ihres hellen Haars und der leuchtenden Augen mit einem Engel zu vergleichen und das Mädchen sich unter ihren Worten nicht nur im Blick der

Zuhörer sondern tatsächlich selbst in ein anderes Wesen zu verwandeln schien, unterbrach Adam ihre Anschauungen: ‚Liebste Ciocia Roza,‘ sagte er ernst, ‚wir wollen hoffen, dass der kleine Engel nicht augenblicklich auf und davon fliegt!‘ Er fasste das erschrockene Mädchen bei den Schultern und hob sie weit über den Kopf, wo er sie stürmisch schüttelte und ihr langes Haar hin und her wehte, bis sie vor Freude lachte und nicht nur der Engelzauber, sondern die gesamte Zeremonie ein Ende fand.

‚Kann ich denn davonfliegen?‘ Ungelenk schob sie das Haar aus dem Gesicht, als Adam sie auf dem Boden absetzte, ‚ich meine, kann das passieren?‘

‚Nur, wenn ich dich davonfliegen lasse!‘ Adam packte sie wieder und warf sie in die Höhe. ‚Aber ich lasse dich nicht davonfliegen!‘

‚Und außerdem bist du kein Engel!‘, flüsterte ich und zwickte sie in die Wade.

Magdalenas Neugier war grenzenlos. Als habe sie darauf gewartet, alles was sie wunderte in Worte fassen zu können, ausnahmslos alles. Sie sah Dinge, die mir bis dahin nicht aufgefallen waren! Ohne sie wäre ich womöglich nie Wissenschaftler geworden. Das kleine Mädchen stellte ununterbrochen Fragen. Und zwang mich, zu denken. Und weil sie meinen Antworten voller Aufmerksamkeit zuhörte, spürte ich eine große Verpflichtung, alles immer wieder zu hinterfragen. Ich war bei weitem nicht in der Lage jede Frage zu beantworten, ich musste häufig Adam (mit dessen Erklärungen ich allerdings vorsichtig war) bitten, mir etwas zu erläutern oder Ga oder im Lexikon nachsehen. Und manchmal musste ich sie verträsten auf später (das in manchen Fällen bis heute nicht eingetreten ist).

Adam hatte immer eine Erklärung parat.

Lange hielt er daran fest, ein direkter Nachfahre Adams zu sein. Er führte seine offensichtliche Nabellosigkeit als Indiz an. Seiner war schmal, stand sehr hoch und verschwand in einer kleinen Bauchfalte wenn er saß.

‚Siehst du‘, behauptete er als Jakob und ich kleiner waren und zeigte den nabelfreien Bauch, ‚von Gottes Hand direkt erschaffen!‘

‚Und die Babunia?‘

, ... hat geholfen mich großzuziehen! Sie ist Stammvater Adams Helferin auf Erden.'

Jakub und ich glaubten diese Geschichte lange. Bis Jakub eines Tages, er war drei oder vier, beim Schwimmen Adams Nabel entdeckte und fürchterlich wütend wurde. Aber Adam lachte nur und sagte ‚Es ist doch eine schöne Idee ...‘

Inzwischen fragte ich nach, wenn ich Zweifel hatte, ob seine Ausführungen stimmten. Manchmal antwortete er mit einem Schulterzucken, sollte ich es doch selbst herausfinden, manchmal sagte er entrüstet: ‚Natürlich, kannst du nachlesen!‘ Aber es kam auch vor, dass er sagte: ‚Habe ich mir ausgedacht. Es passt doch viel besser!‘ Er dachte sich gern neue wissenschaftliche Namen aus. Anthurium andraeanum. Der Flamingoblume, zum Beispiel, deren Blüten auf einer Art Kolben in einem roten Hochblatt sitzen, gab er einen passenderen Namen. Bis ich bei Ga mit meinem falschen Wissen einen Erstickungsanfall ausgelöst hatte hieß die Pflanze Anthurium penem. Pimmel-Anthuria, zu deutsch Pimmelpflanze, weil Adam den Namen treffender fand.

,Was wollt ihr', sagte er, ‚überall werden Geschichten erzählt! Da wird man sich doch auch selbst ein paar ausdenken dürfen!‘

Er legte jetzt einen Stapel Westpresse auf den Tisch. Alle wollten wissen, was man in Deutschland über den Papstbesuch schrieb. Während die anderen Gemüse schnitten, Obst entkernten und Teig kneteten, musste Onkel Miłosz, der ansonsten ununterbrochen meckerte, vorlesen. Er konnte nicht zwei Dinge gleichzeitig, deshalb wurde ihm diese Rolle zuteil. Er las sehr langsam, mit belegter, leicht singender Stimme. Aber er betonte wundervoll, der Sinn erschloss sich einem sofort.

Man schrieb, die kommunistische Partei habe das Ausmaß der Begeisterung für das Kirchenoberhaupt klein halten wollen. Sie hatten die Kameraleute angewiesen, nur enge Bildausschnitte zu zeigen und auf keinen Fall die gigantischen Menschenmassen zu filmen, die sich trotz der Sicherheitsvorkehrungen eingefunden hatten. Etwas schadenfroh berichtete ein

Magazin, einer der Kameramänner habe offenbar nicht aufgepasst und in einer Totale aus einem Hubschrauber war für einige Sekunden das volle Ausmaß der Veranstaltung sichtbar gewesen. Riesige Menschenmassen waren angereist. Ihr Papst war nach Hause gekommen! Niemand wollte sich das Jahrhundertereignis entgehen lassen. Die Idee für jeden Papst-Auftritt 300.000 Eintrittskarten an die Bevölkerung auszugeben, um die Sache nicht aus dem Ruder laufen zu lassen war absolut fehlgeschlagen.

Blanka und Jakub waren wie Tausende andere auch, ohne Eintrittskarte zum Siegesplatz gelaufen und hatten Wojtyla aus nächster Nähe gesehen und ihm zugejubelt.

„Im Herzen hat uns das gepackt,“ sagte Blanka und wischte sich Tränen aus den Augen, „dieser Mann ist charismatisch, da kann der Gierek, da können die ganzen Parteisäcke alle einpacken! Die Leute haben auf den Dächern gesessen, in Fenstern, auf Treppen, die Glocken haben geläutet. Da Boga! (Bei Gott). Alle! Das war ein Freudentaumel für die Ohren. Wir haben getanzt! Die Leute haben mit Fahnen gewunken, Blumen gestreut. Und dieser Mann, unser Papst, der Pole, hat gesagt: ‚Es kann kein gerechtes Europa geben ohne ein freies Polen!‘ Wir haben Mut bekommen. Wir haben endlich Mut bekommen. Wisst ihr, wie viele wir waren? Wie viele wir sind?“

Alle wirkten sehr bewegt.

Ein Ratschen, ein schabendes Geräusch.

„Jakub, nein! Nicht schon wieder!“ Blanka schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Schon zu spät,“ sagte jemand.

„Von oben bis unten voller Harz!“

Da stand er vor uns im Gegenlicht. Das wild gelockte Haar, als trüge er eine goldene Krone und verströmte den Geruch von Nadelbaum. Dunkle Flecken und Rindenstücke bedeckten Hose und T-Shirt. Magdalena neigte sich vor, um ihn besser sehen zu können. „Jakub!“ entfuhr es ihr, als sie ihn erkannte und ihre Stimme lachte.

„Na, wilder Harzzwerg?“ Adams Hand schnellte zum Kopf des Jungen, der ihn abwehrend zur Seite bog, „Du hast den Papst gesehen?“ Jakob hatte den Unterkiefer vorgeschoben, als wollte er sichtbare Freundlichkeitsregungen vermeiden. Immerhin, er nickte.

„Komm, zieh dir ein anderes Hemd über,“ sagte Bianka liebevoll, „da bleibt ja alles dran kleben!“

Die Verwandten nahmen ihre Arbeit und die Gespräche wieder auf.

Adam war aufgesprungen. „Nicht bevor er mich begrüßt hat.“ Er knuffte den Jungen auf den Oberarm. Ein kleines Lächeln zeigte sich flüchtig um dessen Mundwinkel.

„Hm?“ Adam hob das Kinn, als habe er die stumme Antwort nicht richtig verstanden. Der Junge boxte halbherzig zurück.

„Was war das denn?“ Ein Hieb von Adam auf Jakubs anderen Arm. Magdalena stellte sich auf die Bank, um besser sehen zu können. Der Junge holte aus. Adams Gesicht verzog sich schmerzvoll.

„Der ging in die Rippen, Freund!“

Das kleine Mädchen schob ihre verschwitzte Hand in meine. Adam rang den Knaben nieder. Die beiden fielen ins Gras. Hühner flüchteten. Vergnügte Schmerzensschreie waren zu hören, trommelnde Kinderfäuste flogen umher, tretende Füße. Auf einen Schlag ließ Adam von ihm ab.

„Ich hab’ dir was mitgebracht,“ sagte er, als sei es ihm eben eingefallen und zog den Jungen, der jetzt über das ganze Gesicht strahlte, auf die Füße.

Alle sahen auf. Jakob kam in einem unsichtbaren Propellerflugzeug. Eine braune Lederhaube bedeckte seinen Kopf, das Gesicht halb verborgen hinter einer glaslosen Fliegerbrille. Er kreiste um die Anwesenden, stahl im Sturzflug Mohnzopf vom Tisch, ließ die Lippen im Motorgeräusch dicht an den Ohren der Erwachsenen vibrieren, die ihn lachend abzuwehren versuchten, wie eine der dicken Sommer-Fliegen. Magdalena rückte ganz dicht an mich und folgte fasziniert der Vorstellung. Adam setzte sich wieder zu uns. Blanka legte meinem Vater die Hand auf den Arm und formte mit den Lippen ein „Danke!“

„Vom Flohmarkt,“ sagte Adam, „ich wusste sofort für wen die ist!“

Blanka beobachtete glücklich den ausgelassenen Sohn. Der krachte gerade gegen Stühle und brummte provokant in Miłosz's Ohr.

„Bloß weg mit dem alten Kriegszeug,“ schimpfte der Onkel und setzte sich jetzt sehr aufrecht. „Eine Pilotenkappe ... Unsere Kampfpiloten haben die getragen. Als sie uns nach England geholt haben, damit wir gegen die eigenen Landsleute ...!“

„Ach, Onkelchen,“ unterbrach ihn jemand freundlich, „nicht immer die alten Geschichten!“

„Wie er sich auf dem Dachfirst und in den Ästen der Bäume bewegt ...“, Babunia beobachtete Jakob und versuchte gleichzeitig den Rand einer Pastete zu schließen, „... könnte man meinen, der Junge sei mit Flügeln geboren worden!“

„... mit Flügeln geboren ...“, brummte Miłosz böse, „ein ungezogener Junge ist er, nichts als ein ungezogener Junge!“

„Na, na, na,“ beschwichtigte Tante Roza.

Jakob gab jetzt lautstark Gas, wurde schneller und warf ein Teeglas um. Im Tumult klatschte eine Hand gegen seine Lederhaube, es klang wie ein nasser Lappen. Wir zuckten durch das Geräusch zusammen, hatten sie alle nur aus dem Augenwinkel kommen sehen. Dupont. Das Haar an Schläfen und im Nacken dunkel und feucht, das Hemd verschwitzt. Wir starrten sie an.

„Schluß jetzt!“, zischte sie. Jakubs Augen stachen aus dem erhitzten Gesicht.

Sie setzte sich, ohne jemanden zu begrüßen, an den Rand der Bank und griff mechanisch nach einer Aprikose. Jakob begann der Flug jetzt erst richtig Spaß zu machen. Sein Speichel sprühte um unsere Gesichter.

„Die harte Hand fehlt“, murrte Miłosz. Blanka senkte den Blick. Adams Daumen verschwanden in den Handinnenflächen und ich sah, wie er mit dem gekrümmten Zeigefinger über das unrasierte Kinn rieb, als hätte er gern etwas gesagt. Jakubs Motor wurde lauter, die Flügel streiften Haar und Häupter, Schultern, Nacken, Arme. Wir verfolgten angespannt seinen Flug, bis mein Vater einen der heiß gelaufenen Flügel zu packen bekam und festhielt.

„Halt!“ Er zwang den Piloten, sich auf sein Knie zu setzen.

„Das Benzin ist alle!“ Er bot ihm Tee an.

„Nein,“ schrie Jakob erhitzt, „der Tank ist voll!“

Adam aber hielt ihn mit aller Kraft.

Dupont biss in die Aprikose. Sie streckte die Beine weit von sich und spuckte den Kern in weitem Bogen auf den Rasen.

Wir nahmen die bunt gehäkelte Decke vom Sofa, rollten sie zusammen und gingen hinaus in den durchscheinend hellen Morgen. Wilder Thymianduft stieg aus der nachtschweren Erde. Wir liefen querfeldein. Magdalena wollte direkt zum Wasser. Trockene Erde zerfiel unter unseren bloßen Füßen. Wir mussten über einen brach liegenden Acker und ein angrenzendes Stück Kiefernwald durchqueren, um zum See zu gelangen.

In diesem Sommer, hatte Magdalena angekündigt, würde sie schwimmen lernen und am liebsten wollte sie sofort beginnen. Etwas erhöht vom Acker stand der Wald. Ich musste Magdalena auf den Absatz heben. Im Vorjahr hatten wir einen kleinen Weg gebaut, damit sie bequem hinaufgehen konnte. Die Natur hatte ihn zwischenzeitlich zurückerobert. Magdalena hüpfte ungeduldig zwischen den hohen Stämmen umher und sah zu, wie ich mich an überstehenden Wurzeln auf die Waldebene zog. Im Unterholz schien es still. Nicht einmal Vögel, kein Knacken, nichts. Während ich den Fuß aufsetzte, brach plötzlich ein Teil des trockenen Überhangs ab. Ich rutschte, sandiges Erdreich rieselte unter mir aufs Feld, ein helles, sehr feines Piepen war zu hören.

„Ich hab’ ein Mausest aufgetreten!“, rief ich Magdalena zu, „eine unterirdische Blase, man kann hineinsehen!“

Im nächsten Moment floh die Muttermaus durch den Trichter nach oben und sprang über Magdalenas Füße. Überrascht machte das Mädchen einen Schritt, stolperte und fiel. Fast zeitgleich kam Jakob von irgendwoher herabgesprungen und versuchte superheldenmäßig Magdalena vor einem tieferen Sturz zu bewahren.

„Bist du bekloppt?“ Er hatte mich zu Tode erschreckt.

Magdalena stand verstört über uns. Ihr Knie blutete. Sie hatte es noch nicht einmal bemerkt. Ich hob sie zu uns herunter, zeigte ihr, um sie abzulenken, den runden Bau, die winzigen pulsierenden Körper in der Höhle. Sie streckte entzückt die Hand danach aus.

„Nein!“, warnte ich, aber sie hatte schon zugegriffen.

„Man darf sie nicht anfassen, verstehst du?“, fuhr Jakob Magdalena an. Ich sah wie er kurz einen besorgten Blick auf ihr blutendes Knie warf.

„Was?“ Magdalena war hin und hergerissen, aber sie öffnete kurz die Hand, auf der sich ein winziges Felltierchen ängstigte. „Die Mäuse?“

„Das weiß sie doch nicht!“ Ich versuchte ihn zur Seite zu drängen.

„Aber *du* müsstest es wissen!“ Er stieß mir den Finger in die Brust, was mich wütend machte.

„Hast du uns etwa die ganze Zeit beobachtet? Du Spanner?“

„Beobachtet? So langsam wie ihr euch fortbewegt, müsste ich dabei vom Baum gefallen sein“.

„Bist du ja offenbar“

Er ignorierte mich, riss kurzerhand ein Stück seines T-Shirts ab und band es Magdalena um die Verletzung. Wahrscheinlich spürte sie jetzt den Schmerz. Sie rollte tapfer die Lippen ineinander, als er ihr probenhalber das Bein streckte und wieder bog. Nein, sagte sie, es täte nicht weh und beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen. Als ich ihr die Hand reichte, machte sie eine abweisende Geste und stand alleine auf. Das Bein jedoch knickte zur Seite. Wie auf Befehl, sprangen wir ihr beide zu Hilfe. Im nächsten Moment aber, als habe er sich in der Richtung geirrt, wand Jakob sich dem Mausenest zu und ich nahm Magdalenas Hand.

Jakob zog jetzt die Tiere an den Bindfaden-dünnen Schwänzen aus dem Nest. Kleine, pochende Samtklößchen flogen wild piepend durch die Luft und landeten in seiner Hosentasche.

Wir folgten ihm, als hätte er uns darum gebeten.

„Was macht er mit ihnen?“

„Die Mutter nimmt sie nicht mehr an, wenn sie nach Mensch riechen, die Kleinen verhungern dann.“

Magdalena betrachtete das kleine Tier in ihrer Hand. Dann humpelte sie weiter.

Ungeduldig drehte Jakob sich nach uns um.

„Und jetzt?“

„Keine Ahnung.“

„Bin ich schuld?“

„Nein!!! Du konntest es überhaupt nicht wissen!“

Der schwarze Hahn reckte arrogant den Kopf, als er uns sah. Missmutig riss er den Schnabel auf und krächte eine raue Warnung. Die Hellbraunen drängten sich an sein dunkles Gefieder, starrten empört aus runden Augen und gluckten und ruckten mit den Häuptern. Jakob ließ eine Maus durch die Luft fliegen und dem aufgeplusterten Gockel in den aufgerissenen Schnabel fallen.

Als wolle er den Vorgeschmack genießen, bewegte er die Beute hin und her bevor er sie auf den Boden warf und in Stücke hackte. Kleines Gemetzel. Meine Hand ruhte auf Magdalenas Schulter. Ich spürte einen kleinen Muskel, der sich unter meinen Fingern spannte. Mir drehte sich fast der Magen. Aber das Mädchen sagte nichts. Wir verfolgten wie Jakob die zweite Maus verfütterte, die dritte, vierte und fünfte. Zu unseren Füßen, staubiges, kleines Gedärm in Puppenstubengröße.

„Dieses dann auch“, sagte Magdalena.

„Bist du sicher?“ Noch während der Ältere fragte, hielt sie ihm das zitternde Tier auf dem Handteller entgegen.

Tagsüber war es inzwischen so heiß, dass die Erwachsenen das schattige Vordach der Veranda kaum verließen.

Selbst wenn nicht gegessen wurde, drehte sich an dem langen Tisch alles ums Essen – oder um Politik. Doch das Essen war weitaus wichtiger. Irgendetwas wurde immer geschnitten, gefüllt, in Form gebracht, vor- und zubereitet, gerupft, gezupft. Man sprach über den nächsten bevorstehenden kulinarischen Höhepunkt, erinnerte sich an Feste und Gerichte, übertraf sich in der Beschreibung von Aromen, der Beschaffenheit von Speisen und Gebäck, zerrieb Blättchen und Stängel zwischen den Fingern, schnupperte, probierte.

Ich bin niemals mehr Menschen begegnet, die so ausführlich über Essen sprechen und derart intensiv genießen konnten wie meine polnische Familie.

Adam baumelte meist mit einem Buch in der Hand am äußeren Rand der Veranda in einer Hängematte. Wer etwas von ihm wollte musste sich dazulegen oder zumindest nah herankommen. Selten, dass er bereit war, aufzustehen. Seit Jahren machten wir unsere Späße darüber.

Wahrscheinlich wirkten wir alle drei ziemlich ramponiert, als wir an diesem Vormittag an den Tisch der Veranda traten. Adam war noch nie so schnell aus seinem Rückzugsort gerollt.

„Kannst du es bewegen?“ Er hob Magdalena empor und setzte sie auf der Tischplatte ab. Als sie jetzt ihr Knie und die bestürzten Gesichter um sich sah begann sie zu weinen.

„Kann sie.“ Sagte Jakob. Er war hinter uns stehen geblieben und kaute auf einem Grashalm. Der Stoff, der die Verletzung bedeckte glänzte feucht und rot. Adam nahm den Verband ab.

„Wer hat...? Oh ...“ Er winkte Jakob heran, zeigte auf die nackte Haut, die das fehlende Stück Stoff an seinem Bauch freigab und legte ihm die Hand in den Nacken. „Das hast du gut gemacht.“ Lobte er, während der Junge sich schnell verzog.

Babunia kam mit heißem Wasser und einem kleinen Täschen aus der Küche. Hinter dem Haus war ein Tumult.

„Nichts ist mit dem T-Shirt passiert!“ hörten wir Jakob schreien.

Um den Tisch saßen und standen alle wie erstarrt. Ein klatschendes Geräusch.

„... das Lügen austreiben!“ Duponts tiefe Stimme, „es reicht jetzt!“

Ein Schreien, Klatschen, wieder Schreien. Rennen. Ich fühlte Mitleid aufsteigen und Wut und starrte in die Wunde, die Adam gerade säuberte. Es sah gefährlich aus. Ein kleiner Holzsplitter hatte im Knie gesteckt. Jetzt rann frisches Blut hervor.

Längst nahm Jakob mich nicht mehr mit zum See. Nur wenn Adam dabei war schloss er sich uns noch an. Sonst bewegte er sich irgendwo über uns in den Baumwipfeln und landete fast ausschließlich zum Essen und Schlafen auf der Erde.

Wenn Dupont und er aufeinander trafen wurde es meist ungemütlich. Babunia hatte die beiden in weiser Voraussicht bei Tisch weit auseinander gesetzt. Zu den gemeinsamen Abenden ließ er sich erst gar nicht blicken. Jetzt war es Magdalena, die abends in der Dunkelheit unter Babunias Händen auf der Bank einschlief. Es konnte noch passieren, dass ich kurz an ihrer Schulter einnickte. Aber ins Bett trug mich niemand inzwischen mehr. Oft wachte ich auf, wenn Jakob erst spät nachts in unser Zimmer kam. , ... mit den Fledermäusen getanz't, sagte er, wenn ich ihn fragte, wo er so lange gewesen war. Dem Geruch nach zu schließen hatte er mit ihnen geraucht.

Es die einzigen Momente, in denen er mich noch an seinem Leben teilhaben ließ: Er auf der einen Seite des kleinen Zimmers, ich auf der anderen und seine laut ausgesprochenen Gedanken in der Dunkelheit.

,Ich könnte töten,' sagte er einmal, als schwebte er und nicht andere dadurch in Gefahr.

,Ich auch,' dachte ich, und dass ich genau wusste, was er meinte. Um ein Haar hätte ich ihm erzählt, wie fernab von allem ich dieses Gefühl in mir selbst entdeckt hatte. Aber was kümmerte ihn Irene. Unser gemeinsames Sommerleben war in einer völlig anderen Welt.